Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Vorausbezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Vorausbezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

…bibliothek

…atz) Nro. 16.

Sesam, öffne Dich!

Roman

von

Florence Marryat.

Aus dem Englischen von Jenny Hirsch.

Autorisirte Ausgabe.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von C. F. Simon.
1876.

Druck von E. Kupfer in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Aus Lord Valence's Tagebuch	1
Agatha, das ist Dein Werk!	27
Kannst du so lieben?	56
Sesam, öffne Dich!	82
Ich will Dir Alles sagen	98
Sagen Sie, daß Sie ihn retten wollen!	118
Ich werde seinen Zorn nicht fürchten	141
Meine Ehre — als ein Gentleman	157
Aus Lord Valence's Tagebuch	182

Erstes Kapitel.

Aus Lord Valence's Tagebuch.

„So toll wie er. Ob Everil wohl wußte, wie tief sie mich mit diesen Worten verwundete? Aber wie konnte sie wissen, daß meine größte Angst, mein größtes Entsetzen darin besteht, die Leute könnten mich für wahnsinnig halten? Daß die Furcht davor mich beinahe dazu bringt, meine Studien, in denen ich so weit vorgeschritten bin, aufzugeben und die Einflüsse abzuschütteln, die mich so beseligen? Ja ich hätte das schon gethan — wenn ich könnte. Aber ich kann nicht! Selbst um Ihretwillen kann ich es nicht — um des Weibes willen, dessen Geschick mit dem meinigen verknüpft ist, dem ich Führer und Beschützer sein, dem mein Busen eine Zuflucht vor den Stürmen des Lebens

gewähren soll, während ich nicht im Stande bin, zu reden und zu handeln wie andere Menschen.

„O, es ist schrecklich! Zum ersten Male fühle ich, daß ich eine furchtbare Verantwortlichkeit auf mich geladen habe, an der ich Niemand hätte theilnehmen lassen dürfen, die aber nun nothwendigerweise auf das Haupt meines Weibes fallen muß.

„Sie weicht mir aus, das sehe ich sehr deutlich.

„Seit jenem unglücklichen Abend, an dem ich mit Agatha eine Seance in der Bibliothek hielt und ich sie nicht einlassen wollte, weil ich fürchtete, sie könne etwas sehen oder hören, vermeidet sie mich geflissentlich. Befinde ich mich in einem unserer gewöhnlichen Wohnzimmer, so betritt sie es nicht, komme ich zufällig in das Gemach, in dem sie sich aufhält, so steht sie auf und verläßt es. Ehe wir von unserer Reise zurückkamen, hoffte ich, daß, wenn sich auch in ihrem Benehmen gegen mich keine Zärtlichkeit offenbarte, sie doch die bis dahin gehegte Abneigung überwunden habe, jetzt mag ich es aber anstellen wie ich will, so kann ich doch keine größere Annäherung zwischen uns bewirken. Sie macht lange einsame Spazierritte und Spaziergänge, ohne daß ich erfahre, wann sie das Haus ver-

läßt und wann sie dahin zurückkehrt. Sie macht keine Bemerkung darüber, wenn ich mich in die Bibliothek einschließe, und fragt niemals, wohin sich meine Schwägerin begiebt, wenn diese sie allein läßt. Und bei alledem ist ihr Wesen mehr niedergeschlagen und von einer stolzen Kälte erfüllt als zornig und beleidigt.

„Wenn das so fortgeht, werde ich toll, toll im eigentlichen Sinne des Wortes, wie es Everil gemeint hat.

„Gott im Himmel, wenn ich sie mir vorstelle, wie sie in Norman-House war, erfüllt von jugendlichem Uebermuthe, der damals mein Gefühl so tief verletzte! Wo ist die freie Sprache geblieben, die damals einen so peinlichen Eindruck auf mich machte? Wo sind ihre burschikosen Neigungen, ihre lebhaften Bewegungen; wo ist der Trotz geblieben, den sie jedem Winke, jeder Andeutung über das, was sich für sie schicke oder nicht schicke, entgegensetzte? Es steht ihr jetzt Alles zu Gebote, was ihr als Mädchen Freude machte, ihre Mittel sind reich, ihr Wille ist Gesetz, sie ist von jedem erdenklichen Luxus umgeben und kann so eigensinnig und wild sein, wie es ihr beliebt — aber es beliebt ihr schweigsam und gedankenvoll zu

sein. Ich beobachtete sie gestern vom Fenster meiner Bibliothek aus, als sie auf der Terrasse spazieren ging. Sie trug einen einfachen Gartenhut und ein Musselinkleid, aber sie sah schön aus. Ihre Lieblingshunde sprangen um sie her und bemühten sich, ihre Aufmerksamkeit zu erregen, sie achtete aber nicht auf sie, sondern ging, die Augen zu Boden gerichtet, auf und ab. Was hätte ich darum gegeben, zu wissen, woran sie dachte, ob sich wohl ein einziger mitleidiger Gedanke an mich mit einschlich, an mich, den Ausgestoßenen, dem niemals die Liebe von Weib und Kind zu Theil werden, der nie das Glück der Häuslichkeit kennen lernen wird!

„Würde sie mich wohl bemitleiden, wenn sie Alles wüßte? Zuweilen fühle ich ein wahnsinniges, unwiderstehliches Verlangen, mich ihr zu Fußen zu werfen und ihr ein volles Bekenntniß abzulegen. Sie ist um so vieles stärker und tapferer als der gewöhnliche Schlag Frauen, sie würde gewiß Theilnahme für mich haben, wenn sie auch meinen Glauben nicht theilen könnte! Aber Agatha sagt, das hieße eine Thorheit begehen, hieße ihren Spott und nicht ihr Interesse wach rufen, und ich fürchte, Agatha hat Recht. Eine

Frau kennt die andere besser, als ein Mann dies kann, und Agatha hat Everils Charakter sehr genau studirt. Versuchte ich ihr in einer Stunde das zu erklären, wozu ich Jahre gebraucht habe, um es aufzubauen und daran glauben zu lernen, so würde sie mich für einen Fanatiker oder für einen Narren halten, und da Everil weder für den einen noch für den andern viel Duldung haben würde, so muß ich es unterlassen, um nicht noch tiefer in ihrer Achtung zu sinken.

„Vor einigen Abenden ereignete sich ein Vorfall, der mir sehr verdrießlich gewesen ist. Wir hatten uns frühzeitig zur Ruhe begeben und schliefen gut. Gegen ein Uhr ward ich durch meine Frau geweckt, die schnell aus dem Bette sprang.

„Was ist Dir?“ fragte ich. „Ich weiß nicht,“ antwortete sie mit einer Stimme, in der sich mehr Erregung als Schrecken ausdrückte, „aber ich kann heute Nacht hier nicht schlafen. Es ist als ob etwas hinter dem Bette klopfe und raschele und sich bewege und als ob das Zimmer angefüllt wäre mit — ich weiß nicht was.“

„Es ist nichts. Du fürchtest Dich doch nicht?“ fragte ich ernst.

„Fürchten! Nein! Wovor sollte ich mich denn fürchten? Es stört mich nur und läßt mich nicht schlafen. Ich werde mich in meinem Ankleidezimmer auf das Sopha legen."

„Das kommt von dem warmen Wetter," belehrte ich sie. „Ich will das Fenster recht weit aufmachen, die kühle Nachtluft wird Dich einschläfern. Gehe nicht in das Ankleidezimmer."

„Mechanisch gehorchte sie mir und legte sich wieder nieder, jedoch nur, um in der nächsten Minute mit einem Schrei aufzuspringen.

„Ich kann nicht hier bleiben!" rief sie eilig. „Es muß heute Nacht hier im Zimmer etwas nicht in Ordnung sein, ich könnte darauf schwören, daß mich etwas auf der Stirn berührt hat." Ohne sich auf weitere Erörterungen einzulassen, ging sie hierauf ins Ankleidezimmer und blieb dort bis zum Morgen. Als es hell war, lachte sie über ihre Angst, d. h. sie spottete darüber, ich wünschte, sie hätte darüber gelacht, und bat mich, Agatha nichts davon zu sagen.

„Es war ohne Zweifel, wie Du sagtest, das warme Wetter, Valence, was meinen Nerven so mitgespielt und mir Einbildungen geschaffen hat," sagte sie.

„Es wäre mir sehr ärgerlich, wenn es andern Ursachen zugeschrieben würde, denn ich habe die größte Verachtung gegen Alles, was wie Glauben an das Uebernatürliche aussieht. Dergleichen ist nach meiner Ansicht lediglich die Ausgeburt eines verworrenen und ungebildeten Geistes.“

„Ich werde den Vorfall gegen Niemand erwähnen,“ versprach ich ihr und habe auch mein Wort gehalten, kenne ich doch die Ursache davon nur zu gut. Ich fühlte selbst den Einfluß, während sie sprach, und zittere seitdem, er möge eine Macht über sie gewinnen, ähnlich der, welche er über mich besitzt. Sind wir nicht Eins? Und bin ich nicht in meinem Rechte, wenn ich Everil, koste es was es wolle, vor einem Schicksal bewahren will, das mein Dasein vergiftet hat? Um diesen Preis gebe ich sogar jeden Versuch auf, ihre Liebe zu gewinnen, der ich ja doch so bald wieder entsagen müßte.“

* * *

„Als ich zuletzt an meinem Tagebuche schrieb, war ich soeben dabei, mein erstes Erblicken eines Geistes zu beschreiben. Wie verschieden war es doch von jeder

Vorstellung, die ich mir davon gemacht hatte. Ich hatte von Erscheinungen gehört, die sich den Sterblichen in jeder Gestalt gezeigt hatten, meistens waren sie aber menschlichen Wesen so ähnlich gewesen, daß sie erst als Geister erkannt wurden, wenn sie verschwunden waren. Wir dürfen wohl annehmen, daß von dieser Art die Geister waren, von denen in der heiligen Schrift die Rede ist, wie die Geister, welche zu Abraham und Loth gesandt wurden, der Geist, der mit Jakob rang und der Daniel in der Löwengrube schirmte. Auch Moses und Elias waren, als sie den Jüngern erschienen, in erkennbarer Gestalt. In meiner Unwissenheit nahm ich daher an, alle Geister nähmen, wenn sie erschienen, sofort die Gestalt des Körpers an, den sie während ihres Erdenlebens getragen und es sei für sie ebenso leicht, sich sichtbar zu machen, wie für mich, sie zu sehen.

„Ich hatte eines Abends so lange aufgesessen und geschrieben, daß meine Hand erlahmt und mein Hirn erschlafft war. Schon zu verschiedenen Malen war mir versprochen worden, binnen Kurzem werde ein weiblicher Geist, der mir sonst fremd war und den ich nur durch den Verkehr mit dem Tische kannte,

sich mir sichtbar machen und ich erwartete mit Sehnsucht die Erfüllung der Verheißung. Der Geist hatte mir eine volle Beschreibung seiner persönlichen Erscheinung gegeben und ich hatte viele Male wartend in der Dunkelheit gesessen und meine Augen angestrengt, in der Hoffnung, die feinen Gesichtszüge und das blonde Haar, welches „Isola" — so nannte sich der Geist — als ihre hauptsächlichsten Erkennungszeichen angab, zu erblicken, hatte aber noch nichts wahrgenommen als zuweilen ein flackerndes Licht, ähnlich einem über einen Sumpf hüpfenden Irrlicht. An dem Abende, von welchem ich spreche, hatte ich nicht an „Isola" gedacht und auch keinen Versuch gemacht, mit ihr in Verkehr zu treten. Ernste Geschäftsangelegenheiten hatten mich völlig in Anspruch genommen und mich bis gegen zwei Uhr an meinem Schreibtisch beschäftigt. Endlich schob ich meine Papiere zusammen und stand auf, um mein Schlafzimmer aufzusuchen. Das Schloß lag in tiefer Finsterniß, denn meiner Gewohnheit gemäß hatte ich meinen Leuten geboten, die Lichter zu löschen und zu Bett zu gehen. Ich nahm die Lampe in die Hand und begann die Treppe hinaufzusteigen. Als ich den Absatz erreichte, erlosch

sie plötzlich, wie dies zuging, ist mir vollkommen unerklärlich geblieben. Ich weiß nur so viel, daß mich plötzlich dichte Finsterniß umfing und daß ich in der Betroffenheit darüber vergaß, daß die Lampe mit einem geschlossenen Glasschirm bedeckt war und glaubte, ein Luftzug vom offen stehenden Fenster her habe sie ausgeblasen.

„Unter diesem Eindruck fühlte ich mich die Treppe weiter hinauf. Als ich in den Corridor kam, ward meine Aufmerksamkeit durch eine kleine Nebelmasse — so erschien es mir wenigstens — gefesselt, die vor mir vom Boden aufstieg. Die Nebelmasse schien sich zu bewegen, erstaunt blieb ich stehen und betrachtete das seltsame Schauspiel. Bald kam sie vorwärts, bald ging sie rückwärts, bald schien sie sich zu verlängern, bald wieder in sich zusammenzusinken; ich hatte etwas Aehnliches in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Plötzlich sah ich eins von den Irrlichtern, die ich „Geisterlichter" zu nennen gelernt hatte, im Mittelpunkt des Nebelballes flackern. Es platzte oder schien wenigstens zu platzen und verbreitete seinen Schein über die Nebelmasse, die nun allmählich wuchs und sich höher erhob. Ein zweites Geisterlicht erschien, der frühere Vorgang wiederholte sich,

der Nebel ward eine erleuchtete Säule, und nun kam mir zum ersten Male die Bedeutung dessen, was ich da vor mir sah, zum Bewußtsein. Ich stand einem Geist gegenüber. Ganz allmählich nahm die blaßblaue Wolke die Gestalt einer in Gewänder gehüllten menschlichen Figur an, ich konnte aber keine Gesichtszüge erkennen; allmählich formte sich die Figur deutlicher und sichtbarer und es streckte sich ein schattenhafter Arm gegen mich aus.

„Bist Du Isola?" keuchte ich, denn ich schäme mich nicht, einzugestehen, daß die Erscheinung mir Furcht einflößte.

„Die Figur rührte sich nicht.

„Darf ich Dein Gesicht nicht sehen?"

„Immer noch keine Antwort, weder durch einen Laut, noch durch eine Bewegung.

„Kannst Du mir näher kommen?"

„Als ich diese Worte sprach, kam die Gestalt gerade auf mich zu, glitt über mich hinweg, umgab mich und hüllte mich in einen dichten Nebel, durch den hindurch ich schaudernd in mein Schlafzimmer gelangte.

„Ganz außer mir warf ich mich auf mein Bett; die Wirkung, welche die erste Erscheinung eines ver=

körperten Geistes auf mich ausübte, war eine höchst merkwürdige. Ich sehnte mich nach einer Wiederholung und fürchtete sie gleichzeitig. Einige Wochen lang hielt ich mich nur bei Tag in der Bibliothek auf und ging regelmäßig vor meinen Leuten zu Bette, endlich begann ich mich aber meiner knabenhaften Furcht zu schämen. Sollte dies das Ende aller meiner Studien und Forschungen sein? Ich fing meine nächtlichen Arbeiten wieder an und erfuhr nun, daß der spiritualistische Körper dem menschlichen Auge stets als ein Nebel erscheint, daß aber die Uebung in mediumistischen Visionen Gestalt, Züge, Anzug und Farbe völlig deutlich erkennen läßt. Ich erfuhr ferner, daß es Geister giebt, welche materialisiren, d. h. ihre spiritualistischen Körper in eine menschliche Form kleiden können, die ohne Hülfe eines verzückten Mediums berührt werden kann und daß Geister, denen dieses gelungen ist (z. B. solche, welche eine Berühmtheit in der Geschichte erlangt haben) gewöhnlich Geister der niedrigsten Ordnung gewesen sind, solche, die während ihres Erdenwallens schwere Verbrechen verübt haben und vermöge ihrer bösen Leidenschaften nicht in einer reineren Atmosphäre existiren und also nicht höher steigen können.

„Diese Belehrung flößte mir eine Abneigung gegen die Cultivirung meiner Fähigkeiten als sehendes Medium ein, obgleich ich sicher war, dieselben in einem nicht geringen Grade zu besitzen. Trotzdem ich aber nichts dafür that, verfehlte doch „Isola" seit jenem Abend, wo sie mir auf der Treppe erschien, sobald das Licht ausgelöscht war, niemals, in einer erkennbaren Gestalt zu mir zu kommen und es dauerte nicht lange, so besaß ich die Kraft, alle die Geister, welche mein Zimmer erfüllten, zu sehen, obgleich ich mit manchen niemals irgend eine Beziehung gehabt, weder in dieser Welt, noch in jener.

„Zu dieser Zeit starb mein Bruder Arthur. Er hatte sich drei Jahre vorher gegen den Willen der ganzen Familie verheirathet. Zuvörderst war er zu jung und zu arm, um schon die Pflichten und Lasten eines Ehemannes auf seine Schultern zu nehmen, dann war aber auch seine Wahl nicht so ausgefallen, wie wohl wünschenswerth gewesen wäre. Diese Verhältnisse hatten eine mich tief betrübende Entfremdung zwischen uns herbeigeführt. Arthur war der einzige nahe Verwandte, den ich besaß, wir hatten uns als Kinder zärtlich geliebt und ich ertrug es sehr schwer, daß

sich zwischen uns eine solche Spannung gebildet hatte, er besaß aber einen stolzen unbeugsamen Charakter, konnte mir meine erste Aufwallung über seinen unüberlegten Schritt und meine offen ausgesprochene Mißbilligung desselben nicht verzeihen und wies alle meine Versuche, mich ihm zu nähern und eine Versöhnung herbeizuführen, hartnäckig zurück.

„Als er starb, stand sein Regiment in Malta und er kam, ganz ebenso wie es mein Vater gethan hatte, zu mir, um mir seinen Tod anzuzeigen, das Merkwürdige dabei war nur, daß dies am hellen Tage geschah. Ich kam eines Nachmittags um drei Uhr aus dem Garten und war nicht wenig erstaunt und erfreut, als ich die Thür der Bibliothek öffnete und meinen Bruder Arthur in voller Uniform in meinem Armstuhl sitzen sah. Es fiel mir in diesem Augenblicke nicht auf, daß sein Erscheinen in Uniform außerhalb des Dienstes seltsam sei, sondern ich war nur erfüllt von dem Entzücken, ihn wiederzusehen und völlig überzeugt, daß er im Fleische vor mir sitze.

„Arthur, alter Junge!" rief ich mit ausgestreckter Hand auf ihn zu eilend, „wann bist Du angekommen?" Er antwortete nicht, seine Augen blickten mich nur

ernst an. Als ich näher trat breitete sich eine tiefe Blässe über sein Gesicht und er sank zurück. Ich glaubte er sei ohnmächtig geworden und wollte ihm beispringen.

„Da war er verschwunden.

„Ich war schon viel zu sehr vertraut mit den Erscheinungen des Spiritualismus, um über die soeben gehabte erschrocken oder erstaunt zu sein, wohl aber war ich tief, tief betrübt darüber. Mein Bruder, der in derselben Wiege gelegen, die mich als Kind aufgenommen, dem dieselbe Brust die erste Nahrung gereicht, die sie mir geboten, mein Bruder war von dieser Erde gegangen, ohne daß ich Gelegenheit gehabt hatte, die traurigen Differenzen auszugleichen, welche uns die letzten Jahre verbittert hatten!

„Obgleich ich noch keine irdische Botschaft seines Todes erhalten hatte, betrauerte ich ihn doch schon so bitter, als ob er in meinen Armen gestorben wäre und zog mich ganz gebrochen von Schmerz in mein Zimmer zurück. Mitten in der schlaf- und ruhelos verbrachten Nacht hörte ich seine Stimme: „Meine Frau und Kind! — meine Frau und Kind!"

Die Worte wurden zwei Mal wiederholt, er sagte nichts weiter, das Gesprochene genügte.

„Ehe der Brief mit Arthurs Todesanzeige in Castle Valence ankam, hatte schon einer von mir den Ocean durchschifft, durch welchen ich der Wittwe meine Theilnahme versicherte und ihr meine Bereitwilligkeit, ihr zu helfen, erklärte. Sie kam mit ihrem kleinen Knaben zu mir und ist seitdem bei mir geblieben.

„Manche Leute, und unter ihnen mein Freund John Bulwer, wundern sich über die Zuneigung, die ich für meine Schwägerin an den Tag lege, sie kennen aber die Verhältnisse, unter denen mein Bruder starb, nicht und wissen nichts von dem Abkommen, das ich seitdem mit ihm getroffen habe. Eine geraume Zeit hörte ich nichts von ihm, und ich möchte bei dieser Veranlassung bemerken, daß eigenthümlicher Weise die Geister der Verstorbenen zuweilen unmittelbar nach ihrem Abscheiden die Macht haben, sich zu zeigen, wie dies bei meinem Vater und Bruder der Fall war, daß ihnen dieß dann aber für eine längere Zeit nicht möglich zu sein scheint; die Ausdehnung dieser Periode ist bei den verschiedenen Geistern verschieden und richtet sich wahrscheinlich nach dem Zustande, in

welchem sie sich befanden, als sie diese Sphäre verließen.

„Sei dem nun wie ihm wolle, mein Bruder kam erst ein Jahr nach seinem Tode wieder zu mir. Seitdem ist er von Zeit zu Zeit immer wieder mit mir in Verkehr getreten.

„Agatha und ihr Sohn waren inzwischen in Castle Valence meine Hausgenossen geworden. Als ich wahrnahm, daß die Wittwe meines Bruders an Allem, was ich sagte und that, ein außerordentliches Interesse nahm, vertraute ich ihr das Geheimniß meiner Studien an und fand zu meiner Freude und Verwunderung, daß sie nicht nur daran glaube, sondern sich schon auf Malta mit ähnlichen Studien beschäftigt hatte.

„Ich machte sie sofort mit allen meinen Erfahrungen bekannt und wir beschlossen, gemeinsam zu arbeiten. Seitdem habe ich selten allein gesessen, obgleich die Einflüsse mich niemals verlassen (ich wünschte, sie thäten es zuweilen). Agatha ist kein so kräftiges Medium, wie ich bin, sie ist noch niemals verzückt oder zum Schreiben beeinflußt worden, ebensowenig spricht oder spielt sie auf spiritualistische Eingebung, aber sie nimmt das lebhafteste Interesse an Allem,

was Spiritualismus heißt und geht mir überall hilfreich zur Hand. Gemeinschaftlich haben wir alle alten vergilbten Bücher, die ich nur über Zauberei und Necromantie auftreiben konnte, durchstudirt und sie mit den moderneren Schriften eines Kardec und Anderer verglichen, Anmerkungen und Auszüge gemacht, so daß ich jetzt Folianten von Beweisen besitze, mit welchen ich Denjenigen erfolgreich entgegentreten kann, welche die Wissenschaft, der ich obliege, mit den diabolischen Künsten, die in den dunkeln Zeitaltern vorherrschten, in eine Kategorie bringen wollen. Es ist aber heute hier nicht der Ort, bei der Natur der mir zu Theil gewordenen Mittheilungen, noch bei dem durch sie auf mein inneres Leben geübten Einfluß zu verweilen.

„Von Anfang an faßte Agatha ein großes Interesse für „Isola“ und „Isola“ schien mich zu meiner großen Betrübniß beinahe um meiner Schwägerin willen zu verlassen. Ich bemühte mich, nicht eifersüchtig zu sein, ich gestehe aber, ich litt dabei. Es ist nicht schmeichelhaft, wenn man sehen muß, daß ein Freund, den man bisher als sein Eigenthum betrachtet hat, größeres Interesse an der Unterhaltung mit dem

Nachbar findet, und nur Der, welcher es selbst erfahren, weiß, wie sehr gegenständlich und wirklich die Freundschaften sind, die mit Denen aus der Geisterwelt geschlossen werden.

„Diese Freundschaften sind um so inniger, weil bei ihnen keine Verstellung möglich ist. Die Seele spricht zur Seele, ohne Dazwischenkunft der Materie, man kann nicht mit der Lippe lächeln, während man im Herzen verwünscht, man darf immer versichert sein, daß die Betheuerungen der Liebe und Zärtlichkeit, die man empfängt, auf der vollsten Wahrheit beruhen. Ich habe an den Geistern Eins bemerkt: sie nehmen niemals Anstand, ihre wahre Meinung zu sagen, welcher Art dieselbe auch sein mag, und dieser Umstand giebt dem Verkehr mit ihnen eine Würze, welche den meisten auf dieser Erde geschlossenen vertrauten Freundschaften mangelt.“

* *
*

„Agatha hat mich erschreckt. Ihr kommt vor als sähe Everil übel aus. Sollte die Lage dieses alten Schlosses nachtheilig wirken? Der Schloßgraben ver-

ursacht vielleicht Feuchtigkeit; ich habe freilich mein ganzes Leben lang hier gewohnt und keine üble Wirkung verspürt, auch ist das Haus an und für sich im besten Zustande.

„Unwohl soll Everil sein! Mir scheint es ganz unmöglich, daß sie, die stets so heiter, so kräftig, so willensstark war, unwohl sein könne. Ich befragte sie darüber und sie stellte es in Abrede, sie sagte, sie habe Alles, was sie wünsche oder bedürfe und sie wüßte nichts, was ich ihr herbeiholen oder gewähren könnte.

„Aber Agatha findet, daß Du recht elend aussiehst," fuhr ich fort.

„Agatha kennt mich nicht."

„Es thut Dir nicht irgend etwas weh?"

„Diese Frage brachte sie zum Lachen.

„Nicht das geringste. Mir hat in meinem ganzen Leben noch nichts weh gethan, ich weiß gar nicht, was das ist. Ich bitte Dich, Valence, schlage Dir solche Grillen aus dem Sinn."

„Wenn Du aber so blaß aussiehst, so ist es doch nur natürlich, daß ich ängstlich werde."

„Aengstigst Du Dich wirklich um mich?" begann

sie und ich wollte ihr soeben betheuern, daß dies der Fall sei, als sie mich wieder unterbrach.

„Nun wohlan, Valence, so will ich Dir die Wahrheit sagen. Mir fehlen meine alten Freundinnen, Alice Mildmay und Miß Strong. Ich sähe Miß Strong gar zu gern wieder."

„Wünschest Du, daß sie hier bei uns lebte?"

„Wenn Du nichts dagegen hast — ja!"

„Ich seufzte innerlich, das war eine neue Schranke, die zwischen uns und unserem gegenseitigen vertraulichen Verkehr aufgerichtet ward, meine Frau entfremdete sich mir von Tag zu Tag mehr und Miß Strong ließ sich am allerwenigsten bei Seite schieben. Von dieser Erwägung durfte sie natürlich nichts merken, ich antwortete daher:

„Thue ganz nach Deinem Gefallen, Everil; schreibe sofort an Miß Strong und lade auch Alice Mildmay ein, einige Zeit bei uns zuzubringen."

„Sie dankte mir ruhig und schien erfreut zu sein, als ich aber Agatha unsere Unterredung wiederholte, lachte sie über meine Einfalt.

„Aber, mein lieber Valence, was bist Du für ein wunderlicher Gesell, wie kann man nur die alte Strong

und das Gänschen, Alice Mildmay, als Mittel gegen die Langeweile verschreiben wollen? Ihre Gegenwart wird ja mehr dazu beitragen, Langeweile zu erregen, als sie zu verscheuchen."

„Was soll ich denn sonst thun? Der Vorschlag ging von Everil und nicht von mir aus, sie sagte ihr fehlten ihre alten Freundinnen."

„Das mag ihr wohl so vorkommen, sie weiß nur nicht, daß es nicht die beiden schnatternden Frauenzimmer sind, was ihr fehlt. Ich will Dir reinen Wein einschenken, Valence, sie sehnt sich nach ihrem früheren heiteren, geselligen Leben. Bedenke den Unterschied zwischen ihrer Vergangenheit und der Gegenwart; Norman-House war immer voll von Gästen, es kamen und gingen beständig junge Leute, sie war fortdauernd der Mittelpunkt von Aufmerksamkeiten und Huldigungen, und das ist nun plötzlich Alles wie abgeschnitten."

„Sie ist doch aber jetzt eine verheirathete Frau."

„Ich glaube, ich habe meine Schwägerin noch nie so herzlich lachen hören, wie über diese Bemerkung.

„Du glaubst also wirklich, die Verheirathung ver-

ändere die Gedanken, Gefühle und Neigungen einer Frau? O, was bist Du thöricht! Everil lechzt danach, verlaß Dich darauf, ihr fehlt weiter nichts als Gesellschaft. Verstehe mich recht, nicht etwa Mittags- und Abendgesellschaften, sondern Gäste, die sich längere Zeit im Hause aufhalten und mehr Leben und Heiterkeit verbreiten. Du mußt selbst zugeben, daß Castle Valence ein trüber, einförmiger Aufenthalt ist."

„Du hast das nie gefunden, wenigstens habe ich nichts davon gemerkt," antwortete ich mit einem Seufzer.

„Das ist aber auch ein großer Unterschied," sagte Agatha und näherte sich mir mit einer jener liebkosenden Bewegungen, die Alles, was sie thut, mit einem Schimmer holder Weiblichkeit umgeben, „ich bin was St. Paulus „eine rechte Wittwe" nennt. Welches Interesse könnten mir, die ich meines Arthurs Andenken im Herzen trage und sein Kind habe, das ich liebe und für das ich sorge, wohl fremde Leute einflößen? Du mußt den gänzlich verschiedenen Verhältnissen Rechnung tragen, Valence."

„Mein Bruder gewann in Dir ein Kleinod, Agatha,

und Du wirst eines Tages erkennen, daß ich für Deine Güte und Aufmerksamkeit gegen mich nicht undankbar gewesen bin. Aber kommen wir wieder auf die Geselligkeit; wie soll ich es anfangen, das Schloß mit Gästen zu füllen?"

„Ei, das halte ich nicht für so überaus schwierig. Könntest Du nicht Mr. Bulwer veranlassen, auf etwa vierzehn Tage herüber zu kommen, und dann — warte ein Mal — das trifft sich ja gut — Lady Russell schrieb mir gestern, ihr Bruder, Maurice Staunton, halte sich bei den O'Connors auf Ballybrogan, seinen Verwandten, auf. Er ist ein sehr amüsanter Gesellschafter."

„Staunton! Ist das nicht der junge Mann, den ich in Norman-House kennen lernte?"

„Ganz recht, er ist es."

„Wird der auch herkommen mögen? Mir kam vor, als sei ihm Everil nicht ganz gleichgültig."

„Lieber, bester Valence, welch thörichter Einfall!" rief Agatha lachend und erröthend, „er mag ihr wohl ein wenig den Hof gemacht haben, aber wenn er häufig nach Norman-House kam, so geschah das

nicht allein um Everils willen, so viel kann ich Dir sagen."

„Ich sah sie schnell an; in ihren Augen lag ein Ausdruck, den ich nie darin wahrgenommen, und mir ging plötzlich ein Licht auf.

„Agatha! Ist es möglich?"

„Was sollte denn möglich sein, Du einfältiger Mensch?" entgegnete sie mir die Hand auf den Mund drückend, „lade Du nur Maurice Staunton ein und kümmere Dich um weiter nichts. Er ist ein großer Liebling von mir und seine Schwester, Lady Russell, ist, wie Du weißt, meine älteste Freundin."

„Mit diesen Worten hüpfte sie lächelnd davon.

„Ich möchte wohl wissen, ob sie wirklich eine Neigung für Maurice Staunton hat und ob er um ihretwillen so häufig nach Norman-House kam! Wundern sollte mich die Sache gar nicht, denn Agatha ist ein sehr hübsches, reizendes Frauchen und erst sechs und zwanzig Jahre alt, es wäre nichts natürlicher, als daß sie wieder heirathete.

„Es bleibt mir also nichts übrig, als mir den Staunton aufzusuchen und hierher einzuladen. Die

Jagdzeit ist ein guter Vorwand für einen Besuch, und macht seine Gesellschaft Everil ein wenig heiterer und lebhafter, so bin ich reichlich belohnt für die mir daraus erwachsende Unruhe, selbst wenn er meine Gastfreundschaft dadurch dankt, daß er mir meine Schwägerin nimmt.

Zweites Kapitel.

„Agatha, das ist Dein Werk!"

Einige Tage später saß Lady Valence am Fenster ihres Morgenzimmers, das auf den vorderen Schloßhof ging und sah den Gärtnern zu, die schon damit beschäftigt waren, das erste durch die Herbststürme von den Bäumen gefegte Laub von der Terrasse zu entfernen. Sie war in einer recht verdrießlichen Stimmung, denn Miß Strong hatte ihre Bitte, wieder zu ihr zu kommen und ihr früheres Amt als ihre Gesellschafterin von Neuem zu übernehmen, zwar in der freundlichsten Weise, aber doch sehr bestimmt abgelehnt. Miß Strong errieth vielleicht, daß die Gräfin nicht eigentlich ihrer Hilfe bei der Repräsentation im Schlosse bedurfte, sondern sie mehr als Vertraute für ihren häuslichen Kummer haben wollte, und

es widerstrebte ihren Neigungen, die zweifelhafte Rolle einer Art von Zwischenträgerin zu spielen. Sie betrachtete vielleicht die Ehe ihres früheren Zöglings wie eine Art von Kampf, der am besten allein ausgefochten ward, und hielt die Anwesenheit einer mit ihrer früheren Existenz so eng verknüpften Person für mehr geeignet, die Kluft zwischen den Gatten zu erweitern, als sie zu überbrücken. Gleichviel indeß, ob Miß Strong's Entschluß durch eigene Neigung oder durch Pflichtgefühl bestimmt ward, das Resultat war dasselbe, sie lehnte Lady Valence's Anerbieten unter dem Vorwande ab, daß sie durch eine anderweitige Zusage schon halb und halb gebunden sei, und Everil, welche die alte Dame so lange sie die undankbare Rolle einer Duenna bei ihr spielte, stets „eine Plage,“ „eine Spionin“ und „eine Klatsche“ genannt hatte, war jetzt sehr geneigt, es als ein Unglück zu beklagen, daß sie sich weigerte, das Spionirsystem von ehemals auch über ihr Eheleben auszudehnen.

Hatte Miß Strong ihre Bitte abgelehnt, so hatte dagegen Alice Mildmay die an sie ergangene Einladung, auf unbestimmte Zeit nach Castle Valence zu kommen, mit allen Zeichen der lebhaftesten Freude

angenommen und Everil durfte die Jugendfreundin in kurzer Zeit erwarten. Das war freilich etwas, indeß war Alice Mildmay doch noch gar zu jung — sie war gerade sechs Monate jünger als Lady Valence — und es erschien nicht gut möglich, daß jetzt noch zwischen ihnen dieselbe Vertraulichkeit obwalte wie damals, als Lady Valence noch Mädchen war. Dies empfand Everil so lebhaft, daß es ihr fast vorkam, als werde die Anwesenheit ihrer lieben Freundin ihr eher eine Last als ein Vergnügen sein, sie war nun einmal an diesem Morgen sehr verstimmt und geneigt, die Dinge von der ungünstigsten Seite anzusehen, ihr fehlte — sie wußte selbst nicht was.

Während sie so in Gedanken verloren in die vor ihr liegende Gegend starrte, wurde ein gesatteltes Pferd aus dem Stalle gebracht und langsam auf dem Schloßhof herumgeführt. Es war ein Thier von edler Race und so muthig, daß es vor einem im Wege liegenden Hinderniß sich hoch aufbäumte, so daß der Groom nur mit Mühe die Zügel fest halten konnte, auch belehrte das Zurücklegen der kleinen Ohren und eine verdächtige weiße Farbe in den Augenwinkeln Everil, die sich so gut auf Pferde verstand,

darüber, daß es nicht blos muthig, sondern wild und störrisch sei. Sie erinnerte sich nicht, das Pferd jemals gesehen zu haben, wußte nicht, auf wen es wartete, und nahm auch kein Interesse daran. Vielleicht gehörte es Jemand, der auf Besuch zu Lord Valence gekommen war, oder der Hausmeister wollte in Geschäften darauf zur nächsten Stadt reiten, oder der Diener, der es hielt, hatte vielleicht eine Bestellung gebracht und erwartete die Antwort darauf. Plötzlich wandte sich der Groom um, zog den Hut und führte das Pferd schnell zum Schloßportal. Everils Neugierde erwachte, sie lehnte sich aus dem Fenster und traute ihren Augen kaum, denn sie sah ihren Gemahl sich in den Sattel schwingen und einen zweiten Groom herbeireiten, der ihn allem Anscheine nach begleiten sollte. Wohin konnte er so früh am Tage in Begleitung eines Dieners reiten wollen?

Valence ritt so selten aus, daß dies Ereigniß schon an und für sich auffallend war und ihr dadurch noch auffallender ward, daß er ihr, wenn sie sich auch fremd und kalt gegenüberstanden, von seinem Vorhaben, einen längern Ausflug zu machen, kein Wort gesagt hatte.

Er stieg zu Pferde, setzte sich in dem Sattel zurecht und gab noch einige Befehle, während dessen beobachtete Everil mit der größten Aufmerksamkeit alle seine Bewegungen und dachte, wie schlank und schön und elegant er doch aussehe und daß man ihn trotz seiner geheimnißvollen Krankheit noch nicht für dreißig Jahre halten könne.

Als er aus dem Schloßhof ritt, ohne sich noch ein Mal umzuwenden, seufzte sie, als aber dann von der Zugbrücke aus seine Augen die Fenster des Schlosses überflogen, zog sie sich schnell hinter die Gardine zurück und blieb in dieser Stellung, bis er sich wieder umgedreht hatte.

Sie sah ihm nach, bis er die Straße erreicht hatte. Sein Pferd, das über die Zugbrücke mehr getanzt als gegangen war, scheute vor irgend einer im Wege liegenden Kleinigkeit und bäumte sich, als der Reiter es zur Ordnung bringen wollte. Lord Valence saß ganz fest im Sattel, Everil gedachte aber der von ihr bei dem Pferde bemerkten verdächtigen Anzeichen und ihrer bemächtigte sich eine große Angst. Ihr Gatte ritt ein störrisches Pferd, er konnte abgeworfen, schwer verletzt, vielleicht getödtet werden. Das Entsetzen über

diese Vorstellung ließ ihre Augen aus ihren Höhlen hervortreten, sie bebte am ganzen Körper und unfähig länger allein zu bleiben, eilte sie aus dem Zimmer und in das ihrer Schwägerin.

„Agatha, was reitet denn Valence da für ein Pferd?“ rief sie. „Sieh nur,“ sie deutete über die Zugbrücke, „er hat soeben die Straße erreicht. Das ist ein wildes, tückisches Thier. Wo reitet er hin?“

„Wie kann ich Dir das sagen, liebste Everil, wenn Du mich nicht an's Fenster läßt?“ entgegnete Mrs. West; als die Gräfin ihr Platz gemacht, fügte sie hinzu: „Ei das scheint das Pferd zu sein, das er im Frühling vom Oberst Storter gekauft hat; ich begreife nicht, weshalb Valence es von der Weide herein genommen hat.“

„War es auf der Weide? Ich habe es noch nie gesehen.“

„Das kann schon sein, ich glaube, Valence hatte es unten auf dem Meierhof. Es ward auf die Weide geschickt, weil es dem armen Tim Bray, als er es striegeln wollte, den Arm zerbrach und man seitdem glaubte, es sei für ein Reitpferd zu störrisch.“

„Das habe ich ihm ja sogleich angesehen, als der

Groom es nur auf dem Schloßhof herumführte, der Bestie traue ich nicht. Es ist sehr unrecht von Valence, daß er das Thier reitet, so etwas sollte er nicht thun. Jeder gute Reiter weiß, welch Vergnügen es ist, ein muthiges Pferd zu bändigen, aber mit einem störrischen Pferde befassen sich nur Kinder und Narren."

„Was ist denn das für eine ganz ungewöhnliche Aufregung bei Dir?" sagte Agatha sarkastisch. „Weshalb ängstigst Du Dich denn so, liebes Kind? Fürchtest Du, er könne seine kostbaren Gliedmaßen zerbrechen und den Rest seiner Tage als Krüppel verbringen müssen?"

„Unsinn; mir verschlägt es wenig, ob er gerade Gliedmaßen hat oder an Krücken geht, ich meinte nur, Valence sollte vorsichtiger sein. — Uebrigens mußt Du zugeben, daß uns Allen Last und Unruhe genug daraus erwachsen würde, wenn er zu Schaden kommen sollte."

„Das hättest Du doch nicht zu befürchten, Everil, er hat ja dienstbare Geister genug und hat mich, also würde von der Last und Unruhe nicht viel auf Deine Schultern fallen. Willst Du ihm aber nicht lieber

Deine Besorgnisse anvertrauen, wenn er nach Hause kommt? Valence wird sich gewiß durch die Sorge, die Du um sein Leben hast, sehr geehrt fühlen."

„Wer sagt Dir, daß ich Sorge darum habe?" entgegnete Everil mit jenem Hochmuth, der sie stets anwandelte, sobald Agatha ihr in Betreff ihres Gemahls einen Rath ertheilen wollte. „Weißt Du, wo er hinreitet?"

„Ich glaube nach Ballybroogan zu den O'Connors!"

„O'Connors!" fuhr Everil auf, „die haben mir ja keinen Besuch gemacht."

„Haben sie nicht?" fragte Mrs. West leichthin, „Valence kennt sie schon sehr lange."

„Wie kommt er aber dazu, heute zu ihnen zu reiten? Er hat kein Wort davon zu mir gesagt."

„Ich bin wirklich nicht der Schrein, in den Dein Gatte alle seine Geheimnisse niederlegt, Everil; er wird wohl seine Gründe für den Besuch haben."

„Die O'Connors! Ballybroogan!" wiederholte Lady Valence nachdenklich, dann stieg eine hohe Röthe in ihr Gesicht und sie rief:

„Agatha, ist das nicht der Edelsitz, wo Maurice Staunton sich aufhält?“

„Ich glaube ja.“

„Weiß Valence, daß er dort ist?“

„Er weiß es, und, wenn Du denn doch die Wahrheit wissen willst, er ist expreß hin=geritten, um Maurice Staunton dort aufzusuchen.“

„Um Maurice Staunton aufzusuchen?“

„Ja, und um ihn zu einem Besuche in Castle Valence einzuladen. Jetzt ist das große Geheimniß heraus.“

„Agatha, das ist Dein Werk!“

„Bitte, mein liebes Kind, sieh mich doch nicht an, als ob Du mir die Augen auskratzen wolltest. Ich habe mit der Sache nichts zu thun, der Vorschlag ging ganz allein von Valence aus. Er erzählte mir, Du selbst hättest ihm gesagt, Du sehntest Dich nach der Gesellschaft Deiner alten Freundinnen und wünschtest Miß Strong und Alice Mildmay hierher einzuladen, als er daher hörte, daß der junge Staunton auf Ballybroogan sei, so war es nur eine ganz natürliche Anknüpfung an Deine Wünsche, daß er hinüberritt und ihn aufforderte, ebenfalls von der Gesellschaft zu sein.“

„Warum verhindertest Du ihn nicht daran? Warum sagtest Du ihm nicht, daß Du überzeugt seist, mir werde dadurch keine Freude bereitet? Du weißt doch recht gut, daß ich zehn Meilen weit ginge, um Maurice Staunton nicht zu sehen."

„Bedenke ein Mal recht, was Du da von mir verlangst, liebe Everil. Sollte ich etwa Valence die Augen über Alles öffnen, was vor Eurer Verheirathung zwischen Dir und Staunton gespielt hatte? Glaubst Du, daß er mir für diese Aufklärung Dank gewußt hätte?"

„Warum denn nicht? Was willst Du damit sagen? Du weißt, daß nichts geschah, dessen ich mich zu schämen oder das ich abzuwenden vermocht hätte."

„Wenn dem so ist, weshalb sträubst Du Dich denn so sehr dagegen, Capitän Staunton wiederzusehen?"

„Weil es mir sehr peinlich ist."

„Du hast also noch immer eine kleine Schwäche für ihn, ma chère?"

Everil stampfte ungeduldig mit dem Fuße.

„Quäle mich doch nicht so. Du weißt, daß dies

nicht der Fall ist, ich habe es Dir schon tausendmal gesagt; aber —"

„Was für ein Aber, Everil? In Anbetracht, daß ich mit Maurice Staunton's Familie seit Jahren befreundet bin und daß ich Diejenige war, welche Deine Bekanntschaft mit ihm vermittelt hat, habe ich wohl ein Recht zu erfahren, in welcher Weise er Dich so gröblich beleidigt hat."

„Ich sehe keinen Grund, es Dir zu verschweigen. Ich finde, daß er sich außerordentlich schlecht gegen mich benommen hat, unmännlich, unehrenhaft, in einer eines Gentlemans unwürdigen Weise."

Agatha West hob erstaunt die Hände empor.

„Liebe Everil, das sind schwere Anklagen! Wenn Du den armen Maurice Staunton so gesehen hättest, wie ich ihn am Tage nach jenem verhängnißvollen sieben und zwanzigsten Mai sah, so würdest Du so nicht sprechen; ich werde seinen Gram, seine Selbstanklagen, seine Zerknirschung und seine Demuth nie vergessen."

Die Schilderung verfehlte ihren Eindruck auf Lady Valence nicht gänzlich; ihre Lippen bebten, ihre Augen wurden feucht — es ist so schwer, hart von einem

einst geliebten Menschen zu denken, selbst wenn man ihn als unwürdig erkannt hat, trotzdem blieb sie aber bei ihrem Ausspruch.

„Ich glaube es nicht, Agatha, er nahm wahrscheinlich diese Maske vor, um Dich zu täuschen. Hätte er mich wirklich geliebt, wie er betheuerte, weshalb zog er sich im letzten Augenblicke zurück und überließ Valence das Feld?"

„Du sagtest mir ja, Ihr hättet Euch in Folge gegenseitigen Uebereinkommens getrennt?"

„Ich hätte damals, ich weiß nicht was, gesagt, nur um meinen Stolz zu retten, die Wahrheit ist aber, Capitän Staunton gab mich auf, sobald er hörte, ich würde durch die Heirath mit ihm mein Vermögen verlieren, und drang sogar in mich, daß ich meinem Vetter meine Hand reichte. Was folgerst Du aus einem solchen Betragen?"

„Daß er zu edel und selbstlos war, um Dich zu einem Leben der Armuth mit ihm hinabziehen zu wollen," seufzte Mrs. West.

„Er war zu niedrig denkend und geldgierig, um sich nicht aus meinem Vermögen mehr zu machen, als aus mir, Agatha. Warum nennst Du die Dinge

nicht beim rechten Namen? Wenn ich Maurice Staunton's Benehmen gegen mich in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft mit dem in der letzteren Zeit derselben vergleiche, so kann ich keine Worte finden, die es stark genug ausdrücken, wie sehr ich ihn verachte."

Sie sprach die letzten Worte mit einem solchen Nachdruck, daß Mrs. West wirklich dadurch betroffen ward. War es möglich, daß die Gräfin die frühere Liebe so gänzlich aus ihrem Herzen gerissen hatte?

„Everil!" rief sie und ihr Erstaunen war diesmal ein ganz natürliches, „was in aller Welt hat Dich nur zu einer so vollständigen Aenderung Deiner Ansichten bewogen? So viel ich weiß, hast Du doch seit Deinem Hochzeitstage nichts Neues über Maurice Staunton erfahren."

„Vielleicht nicht, ich habe dafür aber über das, was ich von ihm wußte, desto mehr nachgedacht. Ich habe seine Worte erwogen, seine Beweggründe zergliedert, seine Handlungen kritisirt und schmeichle mir, ihn jetzt etwas besser zu kennen als vormals. Nichts tödtet die Liebe so schnell und sicher, Agatha, als die Verachtung, und ich fühle jetzt für Capitän Staunton eine so gründliche Verachtung, daß ich nichts sehn=

licher wünsche, als ihm niemals wieder zu begegnen. Ich bedaure unendlich, Valence's Vorhaben nicht gekannt zu haben, ehe er das Schloß verließ."

„Würdest Du ihm etwas gesagt haben?" fragte Mrs. West schnell.

„Vielleicht hätte ich ihm Alles gesagt," war die leicht hingeworfene Antwort.

Mrs. West wußte nicht, was sie daraus machen sollte. Sie konnte nicht glauben, daß Gefühle, die so stark gewesen wie Everil's, in einem Tage auszurotten sind, und neigte sich der Ansicht zu, die junge Frau betrüge sich selbst und werde die Vergangenheit wieder mit andern Augen betrachten, wenn sie ihrem Geliebten gegenüberstehe und von seinen Lippen die Erklärung und Entschuldigung seines Betragens vernehme.

In Folge dieses Gedankenganges änderte sie sofort ihre Taktik und wurde theilnahmsvoll und vertraulich.

„Komm her, mein süßes Herz," sagte sie schmeichelnd, indem sie Everils beide Hände in die ihrigen nahm und sie neben sich aufs Sopha zog, „und erzähle mir die Geschichte ordentlich. Du weißt, ich habe

nie recht Genaues darüber erfahren, und es kann sein, daß wir Beide von ganz verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen und uns deshalb nicht verständigen können. Ich will Dir ja gar nicht verhehlen, daß ich im vorigen Frühling die Augen offen hatte, Du sprachst aber so wenig über die Sache und die Entwickelung setzte mich in ein solches Erstaunen, daß ich heute noch nicht darüber fertig geworden bin. Was ist denn nun eigentlich zwischen Dir und dem armen guten Staunton vorgegangen?"

„Die Wiederholung desselben ist wahrlich kein Vergnügen für mich," versetzte die Gräfin, sich auf die Lippen beißend und mit den Augen den Boden suchend, „da Du indeß so viel gesehen hast, ist es vielleicht besser, wenn Du Alles erfährst. Du weißt, daß er um meine Liebe warb."

„Das hätte ein Blinder sehen können, mein Herz. Der arme Junge war bis über die Ohren verliebt, er betete den Boden an, den Dein Fuß betrat."

„Ja so klangen seine Betheuerungen und die Folge lehrte, was davon zu halten sei. Drei Monate lang erwies er mir unausgesetzt Aufmerksamkeiten."

„Und wann hielt er um Dich an?"

„Er hat nie um mich angehalten.“

„Nie um Dich angehalten! Nein, das kannst Du mir nicht vorreden!“ rief Mrs. West, obgleich sie recht gut wußte, daß in der That kein ernstes Versprechen einer Heirath zwischen ihnen stattgefunden hatte.

„Ich wiederhole Dir, er hat nie um mich angehalten, hätte er es gethan, so wäre er genöthigt gewesen, sein Wort zu halten,“ rief Lady Valence ungeduldig. „Capitän Staunton ist nicht der Mann, der gewagt hätte, sich meinen Vormündern offen zu widersetzen, und die würden ihn schon angehalten haben, seine Verpflichtungen zu erfüllen.“

„Aber, liebste Everil — entschuldige, daß ich Dich unterbreche, die Angelegenheit flößt mir ein gar zu lebhaftes Interesse ein — wenn der arme Maurice Dir niemals einen Heirathsantrag gemacht hat, so sehe ich kein so großes Verbrechen darin, daß er sich zurückzog, um einem gewichtigeren Bewerber das Feld frei zu lassen. Versuche einmal gerecht zu sein, mein Kind.“

„Er verleitete mich zu dem Glauben, er werde es thun. Er mußte, mußte es wissen, daß ich ihm

gewogen war, o er hat mich schwer, unversöhnlich beleidigt.“

„Nach meiner Ansicht würde er sich viel schwerer an Dir vergangen haben, wenn er darauf bestanden hätte, Dich zu heirathen, da er wußte, er besitze nicht die Mittel, Dich standesmäßig zu erhalten. Ich denke immer,“ fuhr die kleine Wittwe mit streng zusammengezogenem Munde und einer tief demüthigen Miene fort, „wenn ich mich aufgefordert fühle, über andere Leute zu richten, an den Titel einer Novelle von Charles Reade „Setze Dich an seine Stelle.“ Wenn man das thut, betrachtet man die Dinge aus einem andern Gesichtspunkte. Versuche Du z. B. ein Mal, Everil, Dich an die Stelle des armen Staunton zu setzen. Er liebte Dich aufrichtig — das könnte selbst sein ärgster Feind nicht in Abrede stellen — seine Liebe zu Dir brachte ihn nach einiger Zeit dazu, seine Bedenken, die, wie ich weiß, sehr stark waren, zu überwinden und sich Dir, die Du in gesellschaftlicher Hinsicht so hoch über ihm standest, zu nähern, in der Hoffnung, Eure beiderseitige Liebe werde alle ihr entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen wissen. Ich sah, wie die Dinge lagen, und bemühte mich, ihn zu

warnen, aber Liebe ist blind, das sagt ja schon das Sprichwort. Plötzlich und unvorbereitet traf ihn alsdann der harte Schlag. Heirathete er Dich, so erfülltest Du die Wünsche Deines verstorbenen Vaters nicht und verlorst Dein Vermögen. Er war also die Veranlassung, daß Du arm wurdest und den Vorwurf auf Dich ludest, einem theuren Verblichenen ungehorsam gewesen zu sein. Wie konnte in einem solchen Falle ein ehrenhafter Mann anders handeln als sich zurückzuziehen? Noch hatte keine ausdrückliche Erklärung zwischen Euch stattgefunden, noch stand die Wahl frei, wer das Opfer zu bringen hatte, und er opferte sich. Er legte alle Hoffnungen, und Du mußt zugeben, Everil, sie waren sehr begründet, auf den Altar der Pflicht nieder und ließ Dich frei, damit Du handeln konntest, wie Deine Freunde wünschten und von Dir erwarteten. Was konnte der arme Mensch mehr thun? Nach meiner Ansicht hat er sich so ehrenhaft und großmüthig benommen, wie es nur irgend möglich und denkbar ist. Und Du klagst ihn an! Du giebst ihm eine ganze Reihe der härtesten Bezeichnungen und sagst, Du möchtest ihm nie wieder begegnen. Armer Maurice Staunton! Wahrlich,

es wäre ihm besser gewesen, er wäre so niedrig und geldgierig und selbstsüchtig gewesen, wie Du ihn machst."

Die Gräfin hatte dieser Standrede zugehört, ohne sie auch nur durch einen Ton oder eine Bewegung zu unterbrechen. Ihr Gefühl und ihr Urtheil lehnten sich dagegen auf, sie hatte aber keine Argumente bei der Hand, um die Sophisterei ihrer Schwägerin zu bekämpfen. Sie empfand nur, daß sie unter ähnlichen Verhältnissen anders gehandelt haben würde, obgleich es ihr schwer geworden wäre, hätte sie sagen wollen, wie. Dazu kam noch ein gewisses unklares Bewußtsein, daß, so schwer auch ihre Eitelkeit verwundet worden, es doch so, wie es gekommen, am allerbesten sei und daß sie, selbst wenn dies noch in ihrer Macht gestanden hätte, das Geschehene nicht ändern möchte, was sie veranlaßte, Mrs. West's Beweisführung weniger lebhaft entgegenzutreten, als sie sonst wohl gethan haben würde.

„Ich sehe, Du fängst an, Dich meiner Auffassung zuzuneigen, mein süßes Kind," sagte Mrs. West, der Gräfin in das erregte, ausdrucksvolle Gesicht blickend und ihrer Stimme den schmeichelndsten Ton gebend.

„Es kann sein, wie Du es darstellst, Agatha, ich bin nicht darauf vorbereitet, Deine Vertheidigungsrede zu widerlegen; gleichzeitig bleibe ich aber dabei, daß ich Capitän Staunton nicht wiederzusehen wünsche und wenn das, was Du sagst, auf Wahrheit beruht, so glaube ich, daß er den gleichen Wunsch hinsichtlich meiner hegt.“

„Dich wiedersehen ist ohne Zweifel ein trauriger Trost für ihn, aber immerhin ein Trost. Er hat sich schwer gegrämt, Lady Russell war in großer Angst wegen der Folgen, welche der Kummer für seine Gesundheit haben könnte, und ich glaube, das beste Heilmittel für ihn wird sein, wenn er Dich wohl und glücklich sieht, wenn er sich mit eigenen Augen überzeugt, daß sein edles selbstloses Verhalten seine Frucht getragen hat und Du Dich nicht gleich ihm in Sehnsucht verzehrst. Du möchtest doch wohl nicht gern den armen Staunton zu dem Glauben verleiten, Du fühlest Dich so unglücklich wie er? Ebenso wenig wirst Du ihm aber das Eingeständniß machen wollen, das Vergangene sei noch so lebendig in Dir, daß es Dir unmöglich ist, ihm zu begegnen.“

„Gewiß nicht!“ rief Lady Valence entschieden.

„Dann halte ich es für das Beste, die Dinge ruhig ihren Lauf nehmen zu lassen. Mag der arme Mensch herkommen und selbst sehen, daß er nicht die Macht gehabt hat, Dein Leben unglücklich zu machen. Außerdem, Everil, möchte ich Dich darauf aufmerksam machen, daß Valence seine sehr selbstständigen Ansichten hat, er würde sich schwerlich von Dir bestimmen lassen, Staunton nicht einzuladen, wenn Du ihm nicht Gründe dafür angeben könntest. Wie aber würden diese Gründe lauten? Weil der Mann sich zu Gunsten Deines jetzigen Gemahls zurückgezogen, deshalb willst Du ihn auch als Freund nicht wiedersehen. Was soll man von einem solchen Bekenntniß denken?“

„Mir soll es gleichgültig sein, ob er kommt oder wegbleibt!“ rief die Gräfin, plötzlich aufspringend, als ob sie der Erörterungen nun überdrüssig sei. „Ladet ihn Valence ein und besitzt er wirklich so wenig Takt und kommt her, so wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben, als ihn zu empfangen, wie ich jeden andern Herrn empfangen würde. Eins sage ich Dir aber, Agatha, und da Du eine so große Freundin von Maurice Staunton bist, so hast Du wohl die Güte und giebst ihm einen Wink darüber, wagt

er je mit einem Worte der Vergangenheit zu erwähnen, so mache ich meinem Gatten ein volles Geständniß. Ich liebe Valence nicht, das weißt Du, ich bin mir aber wohl bewußt, was ich meinem Familiennamen schuldig bin." Bei diesen Worten richtete sie sich zu ihrer vollen Höhe auf und war jeder Zoll eine Gräfin.

„Aber theuerste Everil, was denkst Du," entgegnete Mrs. West in demüthigem Tone, „als ob er das je wagen würde! Da kennst Du ihn doch sehr wenig. Ich bin überzeugt, Du wirst sein Benehmen sehr taktvoll und zurückhaltend finden."

„Hoffen wir, daß es so sei, wenn nicht, so wird das am schlimmsten für ihn sein. Jetzt, Agatha, werde ich auch eine Spazierfahrt machen, wir sehen uns also vor dem Luncheon nicht wieder."

„Darf ich nicht mit Dir fahren?"

„Nein, ich danke Dir; ich habe viel mit mir zu bedenken und zu überlegen und möchte allein sein." Ohne noch eine Einwendung von Mrs. West abzuwarten, verließ die Gräfin das Zimmer.

* * *

Am Nachmittage desselben Tages hatte es schon sechs Uhr geschlagen und Lord Valence war noch nicht von Ballybroogan zurückgekehrt. Die Gräfin befand sich in ihrem Zimmer, dessen Thür sie, um sich gegen jede Störung zu sichern, verschlossen hatte, und ging unruhig von einem Flecke zum andern, außer Stande, sich irgend einer Beschäftigung hinzugeben. Ein neues Gefühl pochte an ihr Herz, so neu, daß sie sich dessen Annäherung selbst nicht eingestehen wollte und sich fürchtete, daß es auch Andere gewahr werden könnten — sie ängstigte sich um ihren Gatten. Ballybroogan war nur zehn Meilen von Castle Valence entfernt, und selbst wenn er zum Luncheon bei den O'Connors geblieben war, konnte er jetzt längst wieder da sein. Agatha hatte ihre Stimmung auch nicht durch die Bemerkung verbessert, die Misses O'Connor wären drei auffallend hübsche irische Mädchen und „der arme liebe Valence" habe vor einem Jahre so viel im Hause verkehrt, daß man allgemein geglaubt hätte, er würde eine davon heirathen.

Everil war soeben zu der Erkenntniß gekommen,

daß sie irische Mädchen nicht leiden könne oder, da sie ja selbst von Vaters Seite irischer Abkunft war, wenigstens solche, die ganz und gar der Geburt und Erziehung nach irisch waren, und fand es sehr wenig taktvoll von Mrs. O'Connor, daß sie Valence nach den über ihn und ihre Töchter in Umlauf gewesenen Gerüchten so lange in Ballybroogan zurückhalten und zugleich zu einem so späten Ritt veranlassen konnte, denn es wurde ja schon ganz dunkel. Und dazu kam noch dies wilde, störrische Pferd! Wenn er nun doch vielleicht bei guter Zeit von Ballybroogan aufgebrochen war und sein Ausbleiben durch einen ihm unterwegs zugestoßenen Unfall veranlaßt ward? Das abscheuliche Thier konnte ihn ja abgeworfen haben, er konnte todt am Boden liegen, ehe noch der Groom herbeizukommen vermochte, um ihm Beistand zu leisten.

Das kam davon, wenn man in einem von aller Welt verlassenen Lande wie Irland wohnte, wo die Wege schlecht und menschenleer waren. Und dann die irischen Landleute, welche mit ihren furchtbaren Blunderbüchsen hinter den Büschen lauerten, um die Gutsbesitzer wegzuschießen! Wie oft hatte sie in Eng=

land dergleichen Geschichten gehört, die sie eiskalt gemacht hatten. Was konnte eine solche Gefahr von Valence abwenden? Und entging er ihr heute, so erlag er ihr vielleicht an einem andern Tage.

In ihrer Angst und in dem Wunsche, die Entstehung derselben überall, nur nicht in ihrem eigenen Herzen zu suchen, ward Everil ganz kindisch und thöricht. Wie ein gefangenes Thier im Käfig lief sie im Zimmer hin und her, wohl zwanzig Mal schloß sie die Thür auf und zu, und endlich vermochte sie die Einsamkeit nicht länger zu ertragen und lief nach der Halle hinunter, in der unklaren Absicht, am offenen Fenster derselben Lord Valence's Ankunft zu erspähen.

Aber gerade als sie die unterste Stufe der Treppe erreicht hatte, vernahm sie den Hufschlag mehrerer Pferde auf dem nach dem Schloßhof führenden Kieswege, das Portal ward geöffnet und sie erblickte eine kleine Gruppe von Reitern drüben auf der Terrasse. Jetzt hätte sie sich gern zurückgezogen und irgendwo versteckt, sie wünschte lebhaft, daß sie nicht so thöricht gewesen wäre, ihr Zimmer zu verlassen, nun war es aber zu spät. Sich umwenden und die Treppe wie-

der hinaufgehen in dem Augenblicke, wo ihr Gatte Gäste ins Haus führte, war durchaus unschicklich, unten gab es aber keine Zimmer, in denen sie Zuflucht suchen konnte, wenigstens konnte sie nur dahin gelangen, wenn sie die ganze große Halle durchschritt, in deren Mittelpunkt sie stand. Es blieb ihr also nichts übrig, als ruhig da zu verharren, wo sie sich gerade befand, und das that sie denn auch, innerlich im hohen Grade aufgeregt, äußerlich vollkommen ruhig.

Lord Valence trat in Begleitung von zwei andern Herren in die Halle. Im ersten Augenblicke sah er seine Frau nicht und war im Begriffe, den Weg nach der Bibliothek einzuschlagen.

„Valence!“ rief sie und, so große Mühe sie sich auch gab, gelang es ihr doch nicht vollständig, aus ihrer Stimme jeden Nachklang der soeben durchlebten angstvollen Stunden zu verbannen, „was in aller Welt hat Dich so lange aufgehalten?“

„Du hier, Everil! Bin ich denn so lange geblieben? Wie kommst Du darauf? Wir sind so früh nach dem Luncheon aufgebrochen, als wir Anstands halber nur konnten.“

„Lady Valence's Angst ist so sehr natürlich," sagte eine Stimme, die sie nur zu gut kannte. Seit der mit Agatha stattgehabten Unterredung hatte sich Everil darauf gefaßt gemacht, daß sie eines Tages werde die Prüfung über sich ergehen lassen und Maurice Staunton's Nähe ertragen müssen, sie hatte aber doch nicht geglaubt, daß dies schon so bald geschehen werde. Das Erstaunen machte sie völlig sprachlos.

„Hier ist ein alter Bekannter von Dir, Everil," sagte ihr Gemahl, welcher durch die Bemerkung seines Gastes an seine Vergeßlichkeit gemahnt worden war, „Capitän Staunton. Du hast schwerlich erwartet, ihn in Castle Valence wieder zu sehen, ich fand ihn aber bei meinen Freunden auf Ballybroogan und habe ihn überredet, uns ein paar Tage zu schenken. Erlaube auch, daß ich Dir Mr. Mark O'Connor vorstelle, er und ich haben in alten Zeiten manche angenehme Woche mit einander verlebt, es ist aber das erste Mal, daß er das Schloß als das Wohnhaus eines Ehemannes kennen lernt."

Mr. O'Connor verbeugte sich und drückte seine höfliche Ueberzeugung aus, das Schloß müsse jetzt

zwei Mal so angenehm sein als früher, und Lady Valence fühlte sich sehr erleichtert dadurch, daß diese Vorstellung der Einführung des ersten Gastes so unmittelbar gefolgt war, daß sie sich nur gegen beide Herren zu verneigen brauchte. Nachdem dies geschehen, kehrten ihre Augen zu ihrem Gatten zurück und sie wiederholte, mehr, um ihre Verlegenheit zu verbergen, als in einer andern Absicht: „Du kommst sehr spät, Valence, ich dachte es sei Dir etwas zugestoßen.“

„Fürchtetest Du, ich sei zu Tode gekommen?“ fragte er scherzend.

Er wartete auf eine Antwort, erhielt aber keine. Er blickte ihr ins Gesicht, ihre Lippe bebte. Scherzend legte er seine Hand auf die ihrige, klopfte sie und sagte: „Nein, solch Glück ist Dir nicht widerfahren, mein Kind.“

Lady Valence wandte sich schnell von ihm ab und stieg die Treppe hinauf. Auf dem ersten Absatz blieb sie stehen, wandte sich um und sagte sehr kühl: „Um sieben Uhr wird gespeist, es fehlen noch zwanzig Minuten bis dahin, willst Du den Herren ihre Zim-

mer anweisen, Valence?“ dann wandte sie sich wieder ab.

Als sie ihr Zimmer erreichte, standen große Thränen in ihren Augen und rollten langsam an ihren Wangen herab. Was würde Agatha West gesagt haben, wenn sie sie jetzt gesehen hätte?

Drittes Kapitel.

„Kannst du so lieben?“

Eine Woche nach der Ankunft von Mr. O'Connor und Maurice Staunton in Castle Valence war der Frühstückstisch gegen früher dort gar nicht wiederzuerkennen. Seit Lord und Lady Valence vom Continente zurückgekehrt, waren sie gewöhnt gewesen, diese Mahlzeit in Gesellschaft von Mrs. West sehr steif und häufig genug unter dem tiefsten Schweigen einzunehmen, das seinen Ursprung ebenso sehr in der Gleichgültigkeit der jungen Frau, wie in dem träumerischen Wesen des Hausherrn hatte. Jetzt war Alles verändert. Die Gesellschaft war noch durch Alice Mildmay und John Bulwer vermehrt worden, der im hohen Grade erfreut schien, die Bekanntschaft mit der hübschen Engländerin zu erneuen, die bei der

Hochzeit seines Freundes, wo er den Brautführer gemacht, als Brautjungfer fungirt hatte. Wirth und Wirthin sahen sich genöthigt, aus Rücksicht auf ihre Gäste pünktlich zu sein, und der alte prächtig renovirte Speisesaal hallte wieder vom Geklapper der Messer und Gabeln und dem fröhlichen Geplauder der jugendlichen Zungen. Unter dem anregenden Einfluß eines heitern Verkehrs und in der Gesellschaft seines Freundes John Bulwer war Lord Valence ganz lebendig geworden, ja man hatte ihn schon ein paar Mal herzlich lachen gehört, und fühlte Mrs. West von der einen Seite eine große Befriedigung darüber, daß ihr listiger Plan, Capitän Staunton nach Castle Valence zu schmuggeln, so gut gelungen sei, so folgte sie von der andern Seite den Bewegungen ihres Schwagers mit langen, ernsten Blicken, als ob sie entdecken wollte, welche neue Idee die Macht besitze, bei ihm, wenn auch nur vorübergehend, sich an die Stelle einer sein Lebenlang in ihm wurzelnden Ueberzeugung zu setzen. Diejenige, welche durch die Neuerung vielleicht am wenigsten berührt ward oder berührt zu werden schien, war Everil. Die Schwierigkeit, Capitän Staunton als gewöhnlichem Freunde entgegenzutreten

und demgemäß zu behandeln, hatte sich nicht so groß erwiesen, wie sie gefürchtet hatte. Sein zurückhaltendes, beinahe fremdes Benehmen erleichterte es ihr außerordentlich, die Linie inne zu halten, welche sie ihrer eigenen Würde für angemessen hielt, und nach den ersten schweren Stunden, in welchen die Erinnerung an die Vergangenheit sie vor Scham und Zorn fast vergehen ließ, hatte sie ihre Aufgabe leichter und immer leichter gefunden.

Trotz alledem war es ihr noch nicht gelungen, sich die Kunst anzueignen, in seiner Gegenwart immer ihre volle Selbstbeherrschung zu behaupten. Wäre sie ihren natürlichen Gefühlen der Unruhe und des Mißtrauens dahin gefolgt, wohin sie vermöge ihres Temperamentes gern lenkten, so würde sie unter seinen beobachtenden Blicken lärmend heiter geworden sein, da sie aber fürchtete, ein solches Betragen könnte ihr falsch gedeutet werden, so that sie sich Gewalt an, um steif, höflich, kalt und förmlich zu erscheinen. Ihr Mangel an Heiterkeit entging Lord Valence nicht und er seufzte bei dem Gedanken, er habe sie so unglücklich gemacht, daß selbst die Gesellschaft ihrer ältesten und liebsten Freunde nicht im Stande sei, ihre Trau-

rigkeit von ihr zu nehmen. Auch Agatha fiel die Haltung der Gräfin auf, sie hielt sie aber für eine Maske, unter welcher die junge Frau ihr eigentliches Gefühlsleben verbarg, und wünschte sich in ihrem kleinen bösen Herzen Glück, daß sie wieder so viele entscheidende Schritte ihrem Ziele näher gethan habe. Konnte sie aus Valence nicht recht klug werden, so glaubte sie Everil sehr gut zu verstehen und erachtete es für höchst wichtig für ihre Zwecke, daß sie möglichst lange mit Staunton zusammenbliebe. Sie entblödete sich daher nicht, die große Ausdehnung, welche der Capitän seinem ersten Besuche in Castle Valence gab, bei ihrem Schwager damit zu erklären und zu entschuldigen, daß sie in ihm den Gedanken nährte, der junge Mann könne sich um ihretwillen nicht trennen, auch hatte der Earl nicht verfehlt, diese Ansicht seiner Frau mitzutheilen. Schon am Morgen nach des Capitäns Ankunft hatte er ihr die große Kälte, die sie gegen den Gast an den Tag gelegt, mit den Worten verwiesen: „Du hättest ihn wohl ein wenig herzlicher empfangen können, Everil.“

„Ich sehe ihn aber nicht gern. Es thut mir recht

leid, daß Du ihn eingeladen hast, mein Wunsch war es nicht, ihn hier zu haben."

„Ist das Dein Ernst? Ich dachte, er sei Dein Freund."

„Agatha's Freund ist er, nicht der meinige."

„Ich habe bald so etwas errathen. Nun, so versuche um Agatha's willen ihn ein wenig freundlicher zu behandeln, der arme Mensch schien sich bei Deinem Verhalten gegen ihn gestern furchtbar unbehaglich zu fühlen."

„Das könnte ihm gar nichts schaden."

„So schadet es vielleicht Agatha oder vielmehr es verletzt sie, und betrachten wir die Sache ein Mal aus einem praktischen Gesichtspunkte, erscheint es Dir nicht auch rathsamer, daß wir Agatha behilflich sind, sich eine neue Häuslichkeit zu gründen, als daß wir ihr dabei Hindernisse in den Weg legen? Es ist ja ganz gut und angenehm, daß sie gegenwärtig hier lebt, aber" — er seufzte — „es kommt doch vielleicht eine Zeit, wo Du wünschtest, das Schloß für Dich zu haben und —"

„Valence, ich bitte Dich um Gottes willen, rede

nicht solche Dinge!" rief sie leidenschaftlich und stampfte mit dem Fuße.

„So laß mich Dir denn wenigstens sagen, daß ich es um Deinet- wie um meinetwillen für wünschenswerth hielte, daß meine Schwägerin sich wieder verheirathete."

„Und Du glaubst, Capitän Staunton beabsichtige sie zu heirathen?"

„Sie hat darauf angespielt, verstehe mich wohl, nur ganz leise darauf angespielt. Ohne Zweifel hat er noch nichts Bestimmtes gesagt, wenn er ihr aber gefällt, so wäre es eine ganz passende Partie."

Lady Valence fing an zu lachen.

„O, das ist also ein kleines Spiel von ihr? Nun gut, Valence, ich verspreche Dir, Capitän Staunton höflicher zu behandeln, aber nur um ihretwillen, das vergiß nicht. Ich gestehe Dir offen, ich kann ihn nicht leiden."

„Er hat sich immer wie ein Gentleman betragen, sonst sehe ich auch nicht ein, was Du für Gründe haben solltest, um Deinetwillen besonders freundlich gegen ihn zu sein. Ich hatte freilich früher geglaubt,

er sei etwas verliebt in Dich gewesen, Everil, bis mich Agatha über meinen Irrthum aufklärte."

„Agatha hat Dich darüber aufgeklärt?" wiederholte Lady Valence mechanisch.

„Ja, sie behauptete schon in Norman-House, daß nichts daran sei, daß er aber um ihretwillen kam, deutete sie mir erst vor einigen Tagen an. Er ist wirklich ein sehr hübscher, angenehmer junger Mann, ich begreife gar nicht, wie Du ein solches Vorurtheil gegen ihn fassen konntest."

„Zerbrich Dir darüber den Kopf nicht, meine Sympathien und Antipathien sind wie ich selbst unerklärlich und launenhaft, sprechen wir nicht weiter davon."

Lady Valence glaubte nicht ein Wort von den Andeutungen, welche Mrs. West hinsichtlich ihrer und Maurice Staunton dem Earl gemacht hatte, sie behandelte ihn aber seitdem weniger hochmüthig und mit einer studirteren Höflichkeit. Zuvörderst wünschte sie nicht, die Aufmerksamkeit ihres Gatten auf ihr Benehmen zu lenken und ihm wiederum zu Vorstellungen Anlaß zu geben, dann aber fürchtete sie auch, Agatha und Staunton könnten einen zu hohen Grad

von Gleichgültigkeit von ihrer Seite für eine Art von Schanze halten, hinter welcher sie vor seinen Angriffen Schutz suchte. Alice Mildmay's Ankunft erleichterte ihr ihre Stellung noch mehr, sie hielt sich meist an ihrer Seite und durch sie gelang es fast immer, eine allgemeine Unterhaltung, an welcher sich Alle harmlos betheiligten, im Gange zu erhalten.

An dem in Rede stehenden Morgen waren die Herren im Begriffe zu einer Jagdpartie aufzubrechen und die Damen überlegten, womit sie sich den Tag über unterhalten sollten.

„Ich kann mich stets sehr gut mit Lesen unterhalten," sagte Alice Mildmay.

„Das will ich gern gelten lassen, vorausgesetzt, daß Du etwas zu lesen hast," entgegnete die Gräfin. „Hier ist es aber ein wahres Kunststück, Bücher zu bekommen, fünfzig Meilen in der Runde giebt es keine Bibliothek, die Bücher circuliren läßt."

„Du bekommst doch aber eine monatliche Büchersendung von Mudie."

„In der sich stets die Bücher befinden, die man nicht haben will, und die fehlen, die man zu lesen wünscht. In vorigem Monat bestand der Inhalt des

Paketes auf fünf wissenschaftlichen Werken, drei schaalen Romanen und einem halben Dutzend Gedichtsammlungen; in dem ganzen Wust war nicht eine lesbare Zeile."

„Du kannst doch aber unmöglich schon alle Bücher in Lord Valence's Bibliothek durchgelesen haben, Everil!" rief Alice. „Ich sah gestern verstohlen durch die Thür und bekam einen ordentlichen Schauer, so düster, geheimnißvoll und gelehrt sah das Zimmer aus. Sitzest Du oft darin?"

„Ich sitze nie darin," erwiderte die Gräfin ziemlich spitz, „es ist Lord Valence's Privatzimmer und er duldet dort keine Eindringlinge."

„Ich bin untröstlich, daß ich es gewagt habe und will gewiß nie wieder hineinblicken," kicherte Alice.

„Wenn es Ihnen sonst beliebte, Miß Mildmay, so würde ich mir immer, d. h. während des ganzen Tages, ein Vergnügen daraus machen, es Ihnen zu zeigen," stammelte Lord Valence.

„Ohne Everil käme ich schon lange nicht, ich fürchte mich," antwortete sie.

„Und auf meine Begleitung mußt Du verzichten,"

entgegnete die Gräfin ruhig, „ich liebe das Zimmer nicht und gehe nicht hinein.“

Lord Valence sah sie einen Augenblick ernsthaft an, dann seufzte er und wandte sich zu Bulwer.

„Wenn es Ihnen an leichter Lektüre fehlt, Lady Valence,“ sagte Capitän Staunton über den Tisch hinüber, „so mache ich mir das größte Vergnügen daraus, Ihnen ein paar französische Erzählungen zu leihen. Ich habe einige ganz vorzügliche, die soeben in Paris erschienen sind, in der Absicht mitgebracht, sie Ihnen zu zeigen.“

„Sie sind sehr gütig,“ erwiderte die Gräfin sehr von oben herab, denn der Gedanke, auch nur die kleinste Gefälligkeit von ihm anzunehmen, war ihr unerträglich.

„Darf ich sie Ihnen nach dem Frühstück bringen?“

„Miß Mildmay wird sie wahrscheinlich gern lesen. Machen Dir französische Romane Vergnügen, Alice?“

„Wenn sie leicht sind, ja; aber es ist eine rechte Plage, daß man gerade, wenn man recht gespannt ist, oft auf Stellen stößt, die man nicht versteht.“

„Das geschieht Dir schon recht,“ lachte Lady Valence, „weshalb hast Du Dich beim Lernen nicht besser

zusammengenommen. Wenn Du fertig bist, Agatha, so wollen wir in den Garten gehen."

Man machte ein paar Gänge durch den Garten, besuchte die Ställe, denn trotz alles Leids, das auf Everils Herz lastete, konnte sie doch ihrer Natur nicht so weit Gewalt anthun, um der Liebe zu ihren vierfüßigen Freunden untreu zu werden, liebkoste und bewunderte die ihrer Herrin folgenden Hunde, spielte ein wenig mit dem kleinen Arthur, der auf dem Hofe war, und kehrte dann ins Schloß zurück. Die Herren hatten sich inzwischen entfernt und der ganze Tag lag vor den Damen.

„Wollen wir reiten? wollen wir fahren? wollen wir spielen? wollen wir singen?" rief Lady Valence, als sie in ihr Morgenzimmer traten.

„Laß uns den Morgen im Hause zubringen," bat Alice Mildmay. „Sieh, das müssen die französischen Erzählungen sein, die uns Capitän Staunton versprochen hat," fügte sie, auf einige auf dem Tische liegenden Hefte in gelbem Umschlage deutend, hinzu. „Liebste, beste Everil, es müßte entzückend sein, wenn Mrs. West und ich unsere Arbeit holten und Du uns etwas vorläsest."

„Wenn Euch das Vergnügen macht, so bin ich sehr gern bereit dazu," antwortete Everil heiter, setzte sich auf das Sopha und begann die Lektüre einer jener realistischen, aufregenden Erzählungen, wie sie die heutigen französischen Schriftsteller zu schreiben lieben. Die Vorleserin und die Zuhörerinnen wurden dadurch so gefesselt, daß sie ganz verwundert aufschauten, als die Glocke zum Luncheon ertönte.

„Ich wüßte die Zeit nicht, daß ich mich so gut unterhalten hätte!" rief Alice Mildmay, als Everil aufstand und das Buch hinlegte, „ich hatte keine Ahnung davon, daß es schon so spät sei. Es ist wirklich recht langweilig, daß wir gerade da aufhören müssen, wo St. George und Katharina sich wiedersehen. Nicht wahr, Everil, es ist eine entzückende Geschichte? So recht aus dem Leben gegriffen."

Die Gräfin antwortete nicht; Mrs. West warf einen schnellen, verstohlenen Blick auf sie. Everil stand, eine Hand auf das Buch gedrückt, mit niedergeschlagenen Augen nachdenkend am Tische. Die Erzählung hatte die traurigste Periode ihres Lebens ihr wieder lebendig vor die Seele geführt. Sie verglich das eigene Schicksal mit dem der Heldin, die an einen

ihr gleichgültigen Gatten vermählt ward, während ihr Herz an einer ihr von einer andern Hand geschlagenen Wunde blutete. Wie wird es kommen, wenn Katharina und St. Georges sich wiedersehen? Wie werden sie zu einander sprechen, sich gegeneinander benehmen? So wenigstens interpretirte Agatha West den nachdenklichen Ausdruck in Everils Gesicht.

„Wollen wir unser Luncheon verzehren und dann wieder hierhergehen und die Geschichte auslesen, Everil?“ fragte sie.

Lady Valence fuhr zusammen, erröthete und entfernte sich schnell vom Tische.

„Gewiß, wenn Ihr es nicht vorzieht, eine Spazierfahrt zu machen. Komm, Alice, komm, Agatha, ich bin von dem langen Vorlesen ganz benommen und hielte es für besser, wir gingen, ehe wir wieder anfingen, eine Stunde in's Freie.“

Sie nahm bei diesen Worten Miß Mildmay bei der Hand und tanzte mit ihr die Treppe hinunter und durch die Halle, als ob beide Kinder gewesen wären.

Im Laufe des Nachmittags ward jedoch die Lektüre wieder aufgenommen und die Erzählung zu

Ende gelesen. Der Schluß derselben war so ergreifend, daß Lady Valence die letzten Worte nur mühsam mit von Thränen erstickter Stimme hervorzubringen vermochte.

* * *

„Sie haben Lady Valence gestern eine höchst interessante Erzählung geliehen," sagte am andern Tage Mrs. West zu Capitän Staunton und betrachtete ihn dabei von ihrem Schirme geschützt, aufmerksam und lauernd, während sie anscheinend ganz unbefangen neben ihm auf der Terrasse promenirte.

„Hat sie sie gelesen?" fragte er schnell.

„Vom ersten bis zum letzten Worte und war so tief ergriffen davon, daß sie ihre Stimme nicht mehr in der Gewalt hatte. Haben Sie noch mehr Erzählungen dieses Genres mitgebracht?"

Er sah sie an und lächelte verständnißvoll.

„Sie meinen, sie könnten von Nutzen sein?"

„Ich meine gar nichts. Es giebt Frauen, deren Einbildungskraft sehr schwer zu erregen ist und wieder andere, bei denen sie stets die Färbung dessen

annimmt, was sie gehört oder gelesen haben. Französische Romane werden im Allgemeinen nicht gerade als eine gesunde Lektüre betrachtet, die Gräfin ist ja aber kein Kind mehr."

„Wenn ich ihr nun noch einige schickte, würden Sie sie überreden, sie zu lesen?"

„Das würde ich schon um meinetwillen thun. Ich höre so gern Geschichten wie ein Kind und Everil liest vorzüglich, sie spricht das Französische wie ihre Muttersprache. Schicken Sie ihr auf alle Fälle noch einige Romane und Novellen, aber," fügte sie in leiserem Tone hinzu, „seien Sie vorsichtig und *machen Sie sie nicht zu früh stutzig.*"

* * *

Am Frühstückstische unterhielt man sich ganz offen über die gelesene französische Erzählung und Alice Mildmay konnte im Lobe derselben kein Ende finden.

„Es ist eine interessante, entzückende Geschichte!" rief sie. St. George ist ein wahrer Engel und Katharina die reizendste Heldin, die mir je in einem

Buche vorgekommen ist. Habe ich nicht recht, Everil? Fesselte uns Capitän Staunton's Erzählung nicht so sehr, daß wir uns kaum entschließen konnten, uns nur so lange davon loszureißen, um einen Spaziergang in den Wald zu machen."

„Sie war in der That sehr spannend, wie die meisten französischen Erzählungen."

„Haben Sie schon Zeit gefunden, einen Blick auf die andere Erzählung „Madame de St. Clair" zu werfen?" fragte Maurice Staunton, ohne sich an eine der Damen besonders zu wenden.

„Nein," erwiderte Alice, denn wenn Everil es irgend umgehen konnte, so richtete sie nie direkt das Wort an den Capitän, „aber wir lesen sie vielleicht heute Morgen, daß heißt wenn Lady Valence Lust dazu hat," fügte sie vorsichtig hinzu.

„Ich hoffe, Sie lesen sie, sie wird Ihnen noch besser gefallen als Katharina," sagte er, sich an seine Wirthin wendend.

„Wir sind heute zum Luncheon ausgebeten," entgegnete sie kalt, fügte aber dann wie durch den Klang ihrer eigenen Stimme gemahnt, in freundlicherem

Tone hinzu: „Wir werden freilich nicht sehr lange ausbleiben, dennoch halte ich Romanlesen für eine Unterhaltung, der man sich nicht fortdauernd hingeben darf. Was würde Dein guter Vater dazu sagen, Alice?"

„Er würde es „geistiges Schnapstrinken" nennen, wir können doch aber nicht alle Pastoren sein, Everil. Weißt Du noch, wie Dir Papa über Dein wildes Reiten und Fahren den Text zu lesen pflegte? Erinnerst Du Dich noch an den wilden Wettritt, den Du mit Charlie Rushton machtest, und wie erstaunt und erschreckt die alten Feldarbeiter darüber waren?"

„Ja, ich erinnere mich," sagte die Gräfin ruhig.

„Du warst in jenen Tagen ein tolles Ding, Everil; wo ist das Alles nur so plötzlich hingekommen? Jetzt hätte Papa keine Veranlassung mehr, Dir Predigten zu halten."

„Nein, Alice, sein Amt würde eine Sinecure sein."

Sie lächelte bei diesen Worten traurig und sah, als sie den Blick erhob, die Augen ihres Gatten auf sich gerichtet; sogleich senkten sich ihre Lider wieder und ihr Gesicht überzog sich mit Purpurgluth.

„Lady Valence hat jetzt die ernsten Pflichten des Ehestandes auf sich genommen,“ bemerkte Capitän Staunton. „Vielleicht wird man an Ihnen auch eine Veränderung wahrnehmen, wenn Sie das erst gethan haben werden, Miß Mildmay.“

„Ich sehe nicht ein, warum man dabei seine Heiterkeit einzubüßen braucht,“ erwiderte Alice kurz.

„Und ich sehe nicht ein, in welcher Weise ich die meinige verloren habe,“ versetzte die Gräfin ganz in derselben Weise. „Ich rase allerdings nicht mehr mit lang herabwallendem Haar durch das Land, weil ich zu viel Respekt vor mir und meiner Stellung habe, aber ich reite noch ganz ebenso gern wie früher. Apropos, ich möchte heute Morgen ausreiten, willst Du mein Pferd zu um elf Uhr bestellen, Valence? Ich möchte ein Mal nach Bracken Woods hinüber.“

„Ich denke, Du bist zum Luncheon ausgebeten, liebe Everil?“

„O ich bin zurück, ehe es Zeit ist, dahin zu fahren. Komm mit, Alice, Du sollst mein kleines braunes Füllen haben, es ist so sanft wie ein Lamm.“

„Wenn Du mir garantirst, daß ich nicht abgeworfen werde — ja. Ich kenne aber Deine ruhigen Lämmer von früher her, Everil. Was für ein Lamm war Dein „schwarzer Prinz“, der im vorigen Jahre mit mir nach Hause lief und mir an einem Baum beinahe den Kopf einrannte, erinnerst Du Dich noch?“

„Meinen Sie das wirklich im Ernst?“ fragte John Bulwer mit sichtlicher Theilnahme.

„Ja, Mr. Bulwer, und hätte er mich nicht noch glücklich in einen Heuhaufen geworfen, so würden Sie nie das Vergnügen gehabt haben, meine Bekanntschaft zu machen. Und meinen Sie wohl, Everil habe mich bedauert? O bewahre! Sie sagte, es sei lediglich meine Schuld, das liebe gute Pferdchen sei so ruhig wie ein Lamm.“

„So war es auch bei mir immer,“ erwiderte die Gräfin lachend, „das braune Füllen ist aber ein wahrer Engel. Frage nur Agatha, die ist, was Reiten anbetrifft, der größte Feigling, den es auf Gottes Erdboden giebt, und selbst sie hat es schon geritten.“

„Darf ich um die Erlaubniß bitten, ebenfalls

Ihre Eskorte bilden zu helfen?" fragte Maurice Staunton.

„Nein," sagte sie scharf — „das heißt, ich danke Ihnen, Capitän Staunton, ich reite nicht gern in größerer Gesellschaft."

„Da darf ich mit meiner Petition also gar nicht erst kommen," sagte John Bulwer.

Alice sah betrübt, Everil betroffen aus, es war aber nicht möglich, dem Einen zu bewilligen, was dem Andern abgeschlagen war, sie wiederholte also beinahe dieselben Worte, aber in einer so ganz andern Weise, daß der Unterschied Allen auffallen mußte.

„Es thut mir sehr leid, Mr. Bulwer, aber ich habe es, wie Sie gehört, Capitän Staunton soeben abgeschlagen, ich reite nicht gern in größerer Gesellschaft, man ist dadurch der Möglichkeit, eine Unterhaltung zu führen, fast gänzlich beraubt."

„So nehmen Sie uns Beide mit," bat Bulwer, „dann können wir immer zwei und zwei reiten."

Da Everil sehr genau wußte, welcher Partner ihr dabei zufallen würde, so lehnte sie diesen Vor-

schlag sehr entschieden ab und sie und Alice machten den Ritt allein, nur von einem Groom gefolgt.

„Du hast Dich gewiß gewundert, daß ich heute Morgen Mr. Bulwers Begleitung ablehnte, Alice," sagte Everil unterwegs zu ihrer Gefährtin, deren Niedergeschlagenheit ihr nicht entgehen konnte.

„Ich kann es nicht leugnen, liebe Everil."

„Ich hatte meine bestimmten Gründe dazu, Alice, ich wollte gern ein Mal allein mit Dir reden und zwar über selbigen Mr. Bulwer."

Alice ward dunkelroth.

„Sein Benehmen gegen Dich muß Dir aufgefallen sein, und da Du, so lange Du in Castle Valence bist, gewissermaßen unter meinem Schutze stehst, so halte ich mich auch verantwortlich für das, was Dir hier begegnet. Mr. Bulwer ist auf dem Wege, sich in Dich zu verlieben, wenn er es nicht bereits gethan hat, und geht das so fort, so endet die Geschichte mit einem Heirathsantrag. Bist Du darauf vorbereitet?"

„Everil, es ist ja gar zu komisch, Dich wie eine alte Frau reden zu hören!"

„Kommt es Dir so vor? Das ist aber keine Antwort auf meine Frage. Lord Valence würde jede Unannehmlichkeit, die Bulwer in einer solchen Angelegenheit beträfe, wie eine ihm persönlich zugefügte Kränkung betrachten. Wenn Du, im Falle er Dir einen Antrag macht, denselben anzunehmen beabsichtigst, so ist Alles in Ordnung, glaubst Du ihn aber nicht lieb genug gewinnen zu können, um das zu thun, so darf nach meiner Ansicht sein Besuch bei uns nicht verlängert werden. Verstehst Du mich?"

„Was kann ich dazu sagen, Everil?"

„Sage mir die Wahrheit, Du weißt, sie ist bei mir gut aufgehoben. Hast Du ihn gern?"

„Er ist ein sehr angenehmer junger Mann," antwortete Alice zimperlich.

„Alice, um Himmels willen, rede nicht wie ein Schulmädchen. Würdest Du ihn heirathen, wenn er Dir den Antrag machte?"

„Meinst Du denn, daß er um mich anhalten wird?"

„Gewiß, wenn das noch länger so fort geht; er

ist durch und durch ein Gentleman. Was wirst Du ihm antworten, wenn er es thut?"

„Ich denke — ich denke, Everil — ja, ich bin beinahe gewiß, ich werde Ja sagen, natürlich vorausgesetzt, daß Papa seine Einwilligung giebt."

„Du denkst — Du bist *beinahe gewiß* — *wenn* Dein Papa seine Einwilligung giebt! — O Alice, was für schwache, schwankende Thörinnen sind wir Frauen doch. Ich glaube, es giebt gar keine wahre Liebe in der Welt. Wir nehmen, was uns in den Weg kommt; und paßt es nicht für uns, so hängen wir ihm entweder schwächlich nach und sind unglücklich, oder wir stoßen es muthig von uns und werden sündhaft verstockt."

„Everil," rief Alice mit jenem haarsträubenden Entsetzen, das einfachen Gemüthern schon die Erwähnung einer Sünde einflößt.

„Eine wahre, starke, leidenschaftliche Liebe giebt es gar nicht mehr," fuhr die Gräfin eifrig fort, „eine Liebe, die an ihrem Gegenstande fest-hält, gleichviel ob er gut oder böse, zärtlich oder gleichgültig sei, die durch Dick und Dünn geht, eine Liebe, welche sich

ihm mit allen Lebensfäden verbindet, für die Trennung gleichbedeutend ist mit Tod."

„Heutzutage sterben aber wenig Menschen aus Liebe."

„Ich meine nicht den körperlichen Tod, ich meine das Absterben aller Leidenschaft, aller Willenskraft, aller Hoffnung, alles Glaubens, mit einem Worte alles Guten, was den Menschen macht, sei es Mann oder Frau. Wahre Liebe ist Selbstverleugnung, wahre Liebe ist gänzliches Aufgehen in gänzliches Hingeben an den Geliebten, sei es zum Guten, sei es zum Bösen."

„Das wäre aber sündhaft."

„Vielleicht, Männer wie Dein Vater würden die Liebe, von der ich rede, schon an und für sich sündhaft nennen, sie wäre aber trotzdem schön und göttlich. Sie wäre so aufopfernd, daß sie das Glück des geliebten Gegenstandes begründen wollte, selbst wenn sie darüber das eigene Herz zertreten müßte, sie wäre so stark, daß sie selbst geknickt und verstoßen noch fortleben könnte, da sie ihr Leben aus dem Glücke des Andern zöge, auch wenn sie es nicht theilen dürfte."

„Everil, könntest Du so lieben?“

„Ich weiß es nicht, ich habe es noch nie versucht,“ antwortete sie kurz.

Könntest Du so lieben? Everil legte sich die Frage wieder und immer wieder vor. Maurice Staunton sicher nicht. So kurze Zeit auch erst vergangen, seit dieser Mann Alles für sie zu sein schien, wußte Lady Valence doch, daß es damit für ewig vorüber sei. Mag ihr Leben uninteressant, unbefriedigend und ungewiß sein, so möchte sie es doch nicht gegen das vertauschen, auf das sie mit so großem Schmerz verzichtet hatte. War das Gefühl, was sie für Maurice Staunton gehabt, wirklich des Namens Liebe würdig gewesen? Hatte sie ihn geliebt? Sie hatte zu Alice Mildmay gesagt, die wahre Liebe halte an ihrem Gegenstande fest, ob er gut oder böse, zärtlich oder gleichgültig sei, sie gehe durch Dick und Dünn. Hatte ihre Liebe so an ihm fest-gehalten? Hatte nicht vielmehr die Erkenntniß seiner Hohlheit und Selbstsucht die schwachen Fragmente derselben in Staub aufgelöst?

Konnte sie so lieben? konnte sie so lieben bis in den Tod, bis über den Tod hinaus? Sie

legte sich die Frage vor, erhielt aber keine Antwort, nur ein langer, tiefer, schmerzlicher Seufzer hob ihre Brust, ein Gefühl unsäglicher Einsamkeit schnürte ihr das Herz zusammen. Welche Thorheit, an solche Dinge zu denken! Ihr Schicksal war besiegelt! Sie hatte nichts mehr zu thun mit Liebe und Glück!

Viertes Kapitel.

„Sesam, öffne Dich!“

Mr. Bulwers Bemühungen um Alice machten immer weitere und erfolgreichere Fortschritte, so daß täglich die Entscheidung zu erwarten stand. Der kleine Arthur war an den Masern erkrankt und in Folge dessen blieb seine Mutter den größten Theil des Tages in der Kinderstube, um ihn zu pflegen. Mr. O'Connor war wieder nach Ballybroogan zurückgekehrt, Capitän Staunton hielt sich aber noch immer in Castle Valence auf und Everil mußte jetzt so oft, und häufig auch allein, in seiner Gesellschaft sein, daß sie schon ganz gleichgültig dagegen geworden war.

„Die Erzählung gefällt mir nicht,“ sagte sie eines Tages, als sie ihm ein Buch zurückgab.

„Was haben Sie daran auszusetzen, Lady Valence?“

„Sie ist unmoralisch, im höchsten Grade unmoralisch. Die Frau hatte ja mit offenen Augen geheirathet. Welches Recht hatte sie, nachher mit ihrem Geschick zu hadern?“

„Das Recht der Liebe. Hat die Liebe keine Rechte? Sie pflegten sie sonst allmächtig zu nennen.“

Sie hatte keine Antwort bei der Hand und wandte sich schweigend ab.

„Ich habe noch eine Erzählung und wünschte sehr, daß sie von Ihnen gelesen würde, hier ist sie,“ fügte er, der Gräfin das Buch reichend, hinzu.

„Ich danke Ihnen, ich möchte keine mehr lesen, ich habe genug davon.“

„Nur noch diese eine; sie behandelt einen Gegenstand, der Sie, wie ich hoffe, lebhaft interessiren wird. Darf ich mich beiläufig nach Lord Valence's Gesundheit erkundigen?“

„Lord Valence's Gesundheit!“ sie stutzte einen Augenblick, da sie die Anspielung wirklich nicht sogleich verstand.

„Ja, sie war zur Zeit, als Sie sich verheiratheten,

recht zweifelhaft, wie Sie sich erinnern werden. Geht es jetzt besser damit?"

„Sehr viel besser." Sie sagte diese Worte fest und bestimmt, obgleich sie wußte, daß sie nicht wahr seien. „Sehen Sie das nicht selbst?"

„Ich gestehe, daß ich keinen großen Unterschied bemerkt habe, und Mrs. West's Bericht ließ mich sogar das Gegentheil annehmen."

„Ei, was hat sie denn gesagt?" rief die Gräfin lebhaft.

„Die alte Geschichte; Sie müssen das natürlich besser wissen. Welch ein Trost die Besserung im Gesundheitszustande des Lords für Sie sein muß!"

Sie achtete nicht auf seinen Sarkasmus, die in ihrem Herzen ihrer noch unbewußt schlummernde Liebe war nur darauf bedacht, die Angst, die seine Worte in ihr hervorgerufen, zu beschwichtigen.

„Er ist nicht eigentlich krank, ich versichere Sie, er ist es nicht. Agatha macht es immer schlimmer als es ist, und ich fürchte, sie bestärkt ihn dadurch nur in seinem Glauben. Er ißt und trinkt ja ganz ordentlich, macht sich viel Bewegung und — und —"

„Lassen Sie sich durch mich nicht betrüben, ich

bedaure unendlich, darüber gesprochen zu haben," sagte Maurice Staunton kalt. Seine Stimme rief sie in die Wirklichkeit zurück, sie besann sich, mit wem sie sprach, faßte mit einem schnellen, stolzen Aufblicken das Buch, das er in ihre Hand gelegt hatte, und entfernte sich.

Am Abend dieses Tages klagte Lady Valence über Kopfweh, das ihr, man wußte nicht wie, angeweht zu sein schien, und es ihr unmöglich machte, bei Tische zu erscheinen. Jeder, wem dazu das Recht zustand, ging zu ihr, um sich nach ihrem Befinden und der Veranlassung zu ihrem Unwohlsein zu erkundigen; sie erklärte aber nur, sie fühle sich matt, schwer in den Gliedern, möge sich nicht rühren, fügte scherzend hinzu, sie bekomme am Ende die Masern, und schickte Alle ebenso klug wieder fort, wie sie gekommen waren. Agatha war unwillig darüber, behauptete, das wäre Alles dummes Zeug und sie könnte sehr gut bei Tische erscheinen, wenn sie nur wollte. Alice sah sie einige Minuten mit erröthenden Wangen ängstlich an und meinte, Mr. Bulwer werde recht betrübt sein, wenn sie am Abend fehle. Nur Lord Valence machte keinerlei Bemerken, sondern er-

kundigte sich mit einigen kurzen Worten nach ihrem Befinden und bat sie, allein das zu thun, was ihr behaglich sei.

So saß denn die Gräfin in bequemer Kleidung in ihrem Ankleidezimmer und las die Erzählung, die Maurice Staunton ihr gegeben hatte, denn trotz ihrer Versicherung, daß sie genug davon habe, hatte sie sich nicht enthalten können, in dem Buche zu blättern, und was sie da gelesen, war ihr so interessant erschienen, daß sie begierig war, den ganzen Inhalt kennen zu lernen. Zuerst erregte die Geschichte einfach ihre Aufmerksamkeit, dann fiel ihr die wunderbare Aehnlichkeit mit ihrem eigenen Schicksale auf, endlich verschlang sie die Seiten förmlich mit den Augen und brannte vor Begierde, den Schluß der Erzählung kennen zu lernen. Es war die Geschichte eines Mannes und einer Frau — könnte man überhaupt eine Geschichte schreiben und interessant machen, ohne daß darin ein Mann und eine Frau vorkäme, welche einander das Leben vergiften oder beseligen? — ein Mann und eine Frau, welche der Zufall zusammenführte, gerade wie es bei ihr und Maurice Staunton der Fall gewesen war, und die eine Zu=

neigung zu einander faßten, ohne zu wissen, daß ihrer Liebe und ihrer Vereinigung sich Hindernisse in den Weg stellten. Sie befinden sich auf dem Gipfel ihrer Leidenschaft, sind einander so nothwendig, so unentbehrlich geworden, daß nichts als der Tod im Stande zu sein scheint, sie zu trennen, da erfahren sie zu ihrem namenlosen Entsetzen, daß der Vater des jungen Mädchens bankerott sei und seine Tochter an Den verkaufen müsse, welcher das höchste Gebot thue. Der Geliebte ist arm, die Liebenden werden auseinander gerissen und die Unglückliche an einen alten und schwachen, aber reichen Bewerber verheirathet. Ihr Geliebter spricht ihr Muth zu. „Sei stark, meine Freundin, sei geduldig, dieser Zustand kann nicht lange währen. Die Zeit muß kommen, wo Du wieder frei bist, und dann, dann findet unsere Liebe ihren Lohn!" — Die Prophezeiung erfüllt sich jedoch nicht. Der alte Mann erholt sich, verjüngt sich und droht seine Rechte noch für eine unabsehbare Reihe von Jahren zu behaupten. Nach französischer Sitte oder Unsitte sind die Liebenden in unausgesetztem Verkehr mit einander geblieben, aber die geheimen Zusammenkünfte genügen ihnen nicht, sie wollen den Reichthum

des alten Mannes öffentlich mit einander genießen können. Endlich als sie wiederum ein Mal ihr Unglück beklagt haben, wirft der Liebhaber hin, wie leicht es doch sei, dem Schicksal zu Hilfe zu kommen, so daß es sich unsern Wünschen gemäß gestalte, beweist und vertheidigt diesen Satz ebenso gewandt, wie sophistisch und zieht zuletzt eine winzig kleine Flasche aus der Tasche. „Wie wunderbar ist es doch, meine Freundin," fährt er fort, „wenn man bedenkt, daß einige Tropfen dieser harmlos aussehenden Flüssigkeit, dem Trank oder der Speise beigemischt, den Tod eines Menschen herbeiführen, ohne daß eine Entdeckung im Bereiche der Möglichkeit läge. Welche staunenswerthen Entdeckungen bringt doch unser Jahrhundert hervor!"

Er fügt nichts weiter hinzu, läßt aber das Fläschchen auf dem Tische zurück. Es wird Nacht, der alte Mann verlangt in verdrießlicher Weise von seiner Frau, daß sie aufstehe und ihm einen Trank bereite — und jetzt ergreift sie die Versuchung, den Inhalt des Fläschchens in das Glas zu schütten. Ohne sich Zeit zum Ueberlegen zu gönnen, thut sie es und trägt den verhängnißvollen Trank ins Schlafzimmer. Sie

tritt ans Bett, zieht die Gardine zurück, wirft einen Blick auf das Gesicht des alten Mannes, stößt einen Schrei aus, das Glas entfällt ihrer Hand und zersplittert in tausend Atomen auf dem Fußboden. Während sie mit der Bereitung des todtbringenden Trankes beschäftigt war, ist ihr Gatte gestorben, vor ihr liegt eine Leiche!

Die Mörderin nach Gedanken und Willen ist frei, und die Geschichte endigt mit dem Läuten der Hochzeitsglocken und der Belohnung der Tugend.

* * *

Everil hatte die Geschichte zu Ende gelesen. Das Buch war ihren Händen entfallen und lag am Boden zu ihren Füßen. Der Abend war in Nacht übergegangen, sie hatte aber bei verschlossenen Thüren weiter und weiter gelesen und keinem Menschen gestattet, in ihre Einsamkeit zu dringen. Agatha und Alice waren auf dem Wege nach ihren Schlafzimmern an ihrer Thüre vorüber gekommen und hatten ihr durch das Schlüsselloch gute Nacht und gute Besserung gewünscht. Sie hatte die Herren geräuschvoll die Treppe heraufkommen hören, ihr Mädchen hatte an die Thür ge-

klopft und den Bescheid erhalten, man bedürfe ihrer heute nicht mehr. Sie wollte keine andere Gesellschaft als ihre eigenen Gedanken.

Diese Erzählung — diese entsetzliche Erzählung — hatte sie in gar zu furchtbarer Weise erschüttert. Ihre Wangen hatten vor Scham gebrannt, als ihr die Motive der unglücklichen Heldin klar wurden und sie nun ihre Laufbahn Schritt für Schritt verfolgte! Wie klopfte ihr Herz in ängstlicher Spannung, zu erfahren, ob der gute Engel über den bösen Engel den Sieg davon tragen oder welche Strafe die Schuldigen ereilen werde. Und dann das Ende — dies ekelerregende Ende, wo die Frau ihrem Geliebten und Mitschuldigen zum Ehebunde die Hand bot, die, hätte die Vorsehung es nicht abgewendet, ihrem Gatten den Todestrunk gereicht! Je mehr Everil über die Fabel der Erzählung, über die darin enthaltene falsche Sentimentalität, grobe Unsittlichkeit und den Mangel an poetischer Gerechtigkeit nachdachte, um desto mehr kam es ihr vor, als habe sie sich erniedrigt, daß sie ein solches Machwerk durchgelesen. Wie kam Maurice Staunton dazu, ihr ein solches Buch zu geben und zu sagen, er habe es für sie mitgebracht?

Bei dieser Frage fuhr sie erschrocken auf. Sie rief ihr die Unterredung ins Gedächtniß zurück, welche sie an dem Tage, wo sie sich von Staunton trennte, mit ihm geführt. Hatte sie es da nicht ohne Widerrede zugelassen, daß er die wankende Gesundheit ihres künftigen Gatten in seine Berechnung zog? Wie sagte er doch damals? Er werde warten. Warten, worauf? Auf Valence's Tod. Ha!

Der Schrei, den sie ausstieß, als ihre Gedanken mit furchtbarer, unerbittlicher Logik bis zu diesem Ergebniß gelangt waren, würde in einem Hause von gewöhnlicher Größe und Bauart vom Keller bis zum Dache vernommen worden sein. Castle Valence war aber in einer so soliden Weise gebaut, daß auch der lauteste Schrei einer Frauenstimme kaum von einem Zimmer zum andern zu dringen vermochte. Hatte den Schrei aber auch kein anderes Ohr gehört, so war er für Everil selbst wie der Trompetenstoß des jüngsten Gerichtes gewesen. Abgeschüttelt war alles Nachdenkliche, alles Sinnende, sie war zur vollsten Erkenntniß erwacht. Ihr Gesicht nahm einen Ausdruck der Pein und Unruhe an, es litt sie nicht mehr

auf ihrem Stuhl, von rastloser Unruhe getrieben lief sie im Zimmer auf und ab.

Auf Valence's Tod! Diese drei Worte hatten für den Augenblick jedes andere Gefühl, jede andere Erwägung verschlungen.

Valence's Tod! — Valence gestorben! — Valence im dunklen Grabe! — und sie allein, ohne ihn — ohne ihre Liebe! ohne ihr Alles — ihren einzigen, heißgeliebten Gatten!

Die Wahrheit brach sich endlich Bahn, die Riegel, die so lange ihr Herz verschlossen gehalten, sprangen auf, sie blickte hinein und sah die Schätze, die darin aufgehäuft und verstreut lagen.

* *
*

In dem allbekannten Märchen von den „Vierzig Dieben" wird erzählt, daß Ali Baba nach dem Felsen geht, die Worte „Sesam, öffne Dich!" spricht, und daß auf diese Zauberformel der Felsen aufspringt. Ali Baba erwartete eine dunkle, schaurige Höhle vor sich zu sehen und war sehr erstaunt, ein großes, hohes, hell erleuchtetes Gemach zu erblicken, in welchem große Ballen der kostbarsten Waaren, Seidenstoffe und

Brokat, schwellende Teppiche und außerdem Haufen von Silber und Gold und edlem Gestein aufgespeichert lagen. Nach Allem, was sich seinen Augen darbot, mußte er schließen, die Höhle habe nicht seit Jahren, sondern seit Jahrhunderten zum Vorrathshause gedient.

Diese Schilderung giebt ein Bild von Everils Gefühlen. Ihr Schreckensschrei war das „Sesam, öffne Dich!" ihres Herzens gewesen, und als sie nun glaubte, darin nur den düstern Abgrund der Trauer, der Reue und der Entsagung zu finden, ward sie überrascht und geblendet durch die darunter verborgen liegenden Schätze von edler, reiner, inniger Liebe, von Glauben, Hoffnung und Erbarmen, und in solcher Fülle waren diese Schätze vorhanden, daß sie darin schon lange aufgehäuft gelegen und nur des Augenblickes gewartet haben mußten, wo sie hervortreten und sich im leuchtenden Strome in die Seele des Geliebten ergießen konnten. Das Buch, welches ihr zu einem ganz andern Zwecke in die Hand gegeben war, hatte sie die Zauberformel finden, das „Sesam, öffne Dich!" zu ihrem Herzen sprechen lassen.

Everil liebte ihren Gatten!

In demselben Maße, als sich aber diese sie überwältigende Erkenntniß ihr klarer und überzeugender mittheilte, in demselben Maße haßte sie auch Maurice Staunton!

Er kannte den Inhalt jenes Buches und gab es ihr zu lesen, in der Voraussetzung, es werde sie interessiren und ihr gefallen? Was meinte er damit? Was konnte er für eine Absicht damit verbunden haben? Konnte er sie wirklich für so tief gesunken halten, um zu glauben, sie lebe mit Valence als seine tägliche Gefährtin und Gattin und wünsche noch immer seinen Tod? Noch immer? War es denn wirklich möglich, daß sie jemals einen so abscheulichen Wunsch gesagt habe? Bei diesem Gedanken bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen. O, sie war seiner unwürdig — unwürdig seines Vertrauens, unwürdig der Sorgfalt, die er für sie hatte! Aber das durfte nicht länger so bleiben — sie wollte, sie mußte ihm Alles bekennen, noch in dieser Minute wollte sie zu ihm gehen, ihm zu Füßen sinken und ihm ein offenes Bekenntniß ablegen. Wenn Valence Alles wußte, ihre Sünde und ihre Schwäche, aber auch ihre Reue

und Buße sah, dann nahm er sie vielleicht in seine Arme und gestattete ihr — sie schluchzte — für die kurze Zeit, die er ihr noch geschenkt war, ihn zu lieben!

* *
*

Bei Everil war stets Alles das Ergebniß der augenblicklichen Eingebung, sie mußte sofort haben, was sie wünschte, oder sie machte sich nicht länger etwas daraus. Diese Unart war ihr von Kindheit an nachgesehen und dadurch zur Gewohnheit bei ihr geworden. Die verwöhnte und verzogene Erbin hatte nie gewußt, was es heißt, w a r t e n zu müssen, und jetzt, wo ihr Herz nach seinem Erlöser schrie, folgte sie ihrem Instinkt. Sie verließ ihr Zimmer, ohne sich die Frage vorzulegen, wohin sie in Verfolgung des sie allein beherrschenden Wunsches gelangen werde, und trat in das daran stoßende, d. h. in ihr Schlafzimmer. Es war noch leer, Valence war also noch nicht zur Ruhe gegangen. Hastig und aufgeregt blickte sie auf die Uhr, sie zeigte auf ein Viertel nach ein Uhr! Ihr Gatte mußte noch in der Bibliothek sein. Everil hatte sich seit jenem Abend, wo sie durch das Verhalten ihres Gatten und seiner Schwägerin von

der Schwelle dieses Gemaches fortgescheucht worden war, demselben nach dem Dunkelwerden nicht wieder genähert. In diesem Augenblicke würde selbst der Gedanke, daß Agatha wieder darin sei, ihren Fuß nicht davon zurückgehalten haben, so mächtig und unwiderstehlich war der Entschluß, Valence Alles zu sagen — ihn das Schlimmste wissen zu lassen. Sie hätte sich nicht gescheut, in Gegenwart von zwanzig Zeugen ihr Geständniß abzulegen und um Vergebung zu flehen, aber warten, den Moment abwarten, wo er vielleicht allein war, das vermochte sie nicht.

Sie trat in den Corridor hinaus, in dem es sie kühl und unheimlich anwehte; sich fester in den eilig umgeworfenen Shawl hüllend, ging sie die Treppe hinunter nach dem Privatzimmer ihres Gatten. Wie gewöhnlich war die Thür verschlossen. Sie rüttelte heftig an der Klinke. Wie aus tiefer Träumerei erwachend, fragte seine Stimme von Innen: „Wer ist da?"

„Ich bin es, Valence, ich, Everil! Laß mich ein!"

„Du!" rief er, und sie hörte an seiner Stimme,

daß er sich der Thür näherte. „Was willst Du? Bist Du krank?“

„Nein, nein! Aber ich muß hinein=kommen! Ich muß mit Dir sprechen! Valence, ich bitte Dich, öffne die Thür!“

„Ich thue es nicht gern, Du weißt, ich habe Dir das schon früher gesagt. Geh zu Bett, liebes Kind, ich komme auch bald.“

„Valence, ich bitte Dich um Gottes willen, höre mich, ich habe Dir etwas zu sagen! Ich kann nicht ruhen, noch rasten, ehe ich Dich gesprochen habe.“

„Du hast mir etwas zu sagen!“ Mit diesen Worten öffnete er die Thür und stand vor ihr. „Was könntest Du mir zu sagen haben, das nicht bis morgen warten könnte?“

„Es hat schon zu lange — viel zu lange gewartet,“ antwortete sie, indem sie sich in seine Arme warf. Valence! Mein Valence! Ich liebe Dich!“

Fünftes Kapitel.

„Ich will Dir Alles sagen."

Es wäre ein zu schwacher und beschränkter Ausdruck, wollte man den Earl bei diesem plötzlichen Geständniß überrascht oder erstaunt nennen. Die widerstreitendsten Empfindungen und Gedanken jagten sich durch sein Herz und Hirn, während er die Arme um seine Gattin schlang und sie fest an sich gedrückt hielt. Sein schönes Gesicht wurde bald blaß, bald roth, seine feinen Züge zuckten und arbeiteten in mächtiger Erregung, er bebte, als habe ihn ein Krampfanfall erfaßt und dabei herrschte zwischen Beiden Stillschweigen. Everil schluchzte heftig, und Beide standen in der Dunkelheit — es brannte wie gewöhnlich kein Licht in der Bibliothek und sie ward nur durch die spärlich hereinfallenden Mondstrahlen

erhellt — bei einander, endlich vereinigt, aber kaum im Stande, die Seligkeit, die sich ihnen aufgethan, zu fassen.

„Laß mich die Lampe anzünden, Geliebte," flüsterte Valence, sobald seine Stimme ihm wieder zu sprechen gestattete.

„Nein, nein, laß uns im Dunkeln bleiben. Ich habe Dir so viel zu sagen, so viel zu gestehen. Laß mich Dir das sagen, während ich hier im Dunkeln stehe."

„Du brauchst dabei nicht zu stehen," sagte er sanft, indem er sie zum Sopha zog und sich neben sie setzte. Sie fühlte seinen Athem an ihrem Gesicht, sie wußte, er stehe im Begriff, ihr seine Verzeihung im Voraus durch einen Kuß auf die Lippen zu drücken, und sie entzog sich ihm, indem sie sich seitwärts bog und vom Sopha herab auf den Boden zu seinen Füßen sank.

„Everil, was bedeutet das?"

„Dies ist der Platz, der mir zukommt, Valence, und ich werde ihn nicht verlassen, bis Du Alles gehört hast. O Du weißt nicht, wie niedrigdenkend, wie sündhaft ich gewesen bin!"

Wäre es hell im Zimmer gewesen, so würde sie

gesehen haben, daß sein Gesicht bei diesen Worten von Angst und tiefer Traurigkeit erfüllt erschien.

„Das ist eine schwere Anschuldigung, Everil! Ich glaube, Du übertreibst die Dinge."

„Nein, nein, ich übertreibe nicht, aber ich will Dir Alles sagen, deßhalb allein habe ich Dich hier aufgesucht."

„Zuerst küsse mich, Geliebteste! Zuerst sage mir noch ein Mal, Daß Du mich liebst."

Diesen Bitten vermochte sie nicht zu widerstehen. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals, preßte sich fest und leidenschaftlich an ihn und rief: „Ich liebe Dich! Ich liebe Dich!"

„Ich konnte nicht anders," sagte sie, wie sich entschuldigend, nachdem sie ihn wieder losgelassen hatte, „und es ist vielleicht das letzte Mal! Valence, als Du mich heiratheteſt, glaubtest Du wenigstens, ich sei frei, Deine Hand und Deine Liebe anzunehmen, ich war es aber nicht."

„Mein armes Kind," sagte er, ihr mitleidig über das Haar streichend, „das habe ich beinahe gefürchtet. Welche Leiden muß ich Dir verursacht haben."

„Ich war nicht frei, einen ehrenwerthen Mann

zu heirathen, weil ich mein Herz an einen elenden Geldjäger verloren hatte, an einen Menschen, welcher des Namens eines Gentlemans nicht würdig war, der nichts nach meiner Person, sondern nur nach meinem Vermögen fragte."

„Der Schurke!" rief Lord Valence auffahrend. „Nenne mir seinen Namen, Everil, und Du sollst so vollständig gerächt werden, wie Dein Herz nur wünschen kann."

Sie legte die Hand auf seinen Arm, ein Gedanke schoß ihr plötzlich durch den Kopf. War es ehrenhaft von ihr, ohne dringende Nöthigung, den Namen eines Mannes preiszugeben, der in diesem Augenblicke als ihr und ihres Mannes Gast im Schlosse weilte? Was konnte daraus Gutes erwachsen? Konnte dadurch das Vergangene ungeschehen gemacht werden?

„Was kommt auf seinen Namen an?" antwortete sie. „Ich bin mit ihm und seinem Namen für immer fertig. Das Bekenntniß, das ich Dir jetzt ablegen will, betrifft lediglich mich. Valence, ich heirathete Dich nicht allein ohne Liebe, ich haßte Dich beinahe."

„Ich habe das wohl geahnt, Everil," sagte er traurig.

„Zuerst glaubte ich, keine Macht der Erde könne mich vermögen, Dich zu heirathen, aber jener Mann, jener Elende, der vorgab mich zu lieben, der aber zu arm war, mich ohne Vermögen zu heirathen, er veranlaßte mich — o, Valence, wie soll ich Dir das sagen? — Er deutete darauf hin — er sagte — daß — daß —"

„Mein liebes Herz, ich kann es sehr gut errathen. Er deutete darauf hin, daß meine Gesundheit nicht viel werth sei, und daß als Wittwe Deine Hand Dir wieder zur Verfügung stünde."

„Und — und — daß er warten könne, bis diese Zeit käme!" schluchzte Everil. „Und ich — ich war schlecht genug, seinen Worten Gehör zu schenken, daran zu glauben und froh darüber zu sein, daß, wenn ich Dich doch einmal heirathen müsse, dies nur für kurze Zeit sein werde. Jetzt, Valence, jetzt weißt Du Alles! Und nun stoße mich von Dir — schicke mich fort! Ich bin nicht besser gewesen als eine Mörderin, die gegen ihr eigenes Fleisch und Blut wüthet. O, mein Gott! Mein Gott!"

Ihr Schmerz war so heftig, daß sie sich lang auf den Fußboden hingeworfen hatte. Der Earl griff

um sich nach dem auf dem Tische stehenden Feuerzeug, mit dem er die Lampe anzündete, dann beugte er sich zärtlich zu seiner Gattin nieder und hob sie vom Boden auf.

„Laß mich — laß mich! Ich bin es nicht werth!" rief sie.

„Nicht werth! Wünschest Du denn noch immer mich los zu werden, Everil?"

Diese Voraussetzung ließ sie einen lauten Schrei ausstoßen und sich krampfhaft an ihn klammern.

„Dich loszuwerden! O, daß ich zehn tausend Tode für Dich sterben könnte. Aber es ist nicht wahr, Valence! — sage mir, daß es nicht wahr sei! Du bist ja gesund! — Du kannst essen, Du kannst trinken, Du kannst Dich bewegen wie andere Menschen. Sage mir — um des Himmels willen sage mir, daß das Alles nur ein entsetzlicher Traum war, daß Du leben wirst, damit ich Dich lieben und die bittere Vergangenheit wieder gut machen kann!"

„Mein geliebtes Herz! In dieser Stunde hast Du mir den Wunsch eingeflößt, daß ich so sagen könnte."

Sie starrte ihn in schweigendem Entsetzen an.

„Seit ich Dich kenne, Everil, ist es der größte Wunsch meines Herzens gewesen, Dich so zu mir sprechen zu hören, wie Du gesprochen hast. Ich liebte Dich von Anfang an, obgleich es lange währte, ehe ich mir das eingestand, und das Bewußtsein, daß Du meine Liebe erwiderst, ist eine größere Glückseligkeit, als ich je zu hoffen wagte. Es macht alles Uebrige leichter für mich, selbst — den Tod!“ fügte er mit leiserer Stimme hinzu.

„Valence, so darfst Du nicht sprechen! Mein geliebter Gatte, wie könntest Du sterben, wenn mein warmes Herz an dem Deinigen klopft? Agatha sagt es. Agatha treibt mich zum Wahnsinn mit ihren Hindeutungen auf Deine wankende Gesundheit, aber ich kann nicht daran glauben, ich will nicht daran glauben! Es ist nicht wahr!“

„Es ist wahr. Everil, meine Geliebte, Du mußt daran glauben lernen.“

Sie fing von Neuem an zu weinen und warf sich wieder in seine Arme. „Wie kannst Du es wissen?“ fragte sie heftig.

Er setzte sie auf das Sopha, schlang einen Arm um sie und legte ihren Kopf an seine Schulter.

„Du liebst mich," sagte er zärtlich, „und besitzest ein muthiges Herz. Darf ich meine Brust Dir gegenüber nun auch erleichtern, wie Du es gegen mich gethan hast, Everil? Besitzest Du die Kraft, Alles zu hören?"

„Ueber Dich?"

„Ueber das Geheimniß, das mich umgiebt, das eng verknüpft ist mit diesem düstern Zimmer, in dem Du mich so oft sitzend findest, über die Quelle, aus der ich meine innerste Ueberzeugung schöpfe, daß nicht allein mein naher Tod gewiß sei, sondern daß schon Tag und Stunde dafür besimmt sind."

„Ich habe Muth, Alles zu hören, was Du mir zu sagen für gut findest," antwortete sie, verbarg aber dabei doch ihren Kopf schaudernd an seiner Brust.

„Vermöge Deiner Erziehung lachst Du vielleicht über den Glauben an Geister oder überirdische Erscheinungen u. s. w. und verweist Alles darauf Bezügliche in das Gebiet des Lächerlichen und Verächtlichen."

„Valence, es giebt doch wohl gewiß nichts Ver-

artiges! Ich habe alle solche Erzählungen für Altweiber-Geschwätz gehalten.“

„Das setzte ich voraus, und aus Furcht, von Dir für einen Wahnsinnigen oder Visionär gehalten zu werden, habe ich mich bis jetzt sorgfältig gehütet, dieses Thema zu berühren. Aber, Everil, es ist keine Fabel, sondern Wahrheit, daß die Geister der Verstorbenen die Erde wieder besuchen und ihre Nähe dem Sterblichen vermittelst mehr als eines Sinnes wahrnehmbar machen können.“

Sie antwortete nicht. Die alte Furcht, er sei wahnsinnig, beschlich sie wieder, schreckte sie aber nicht von ihm zurück. Sie schmiegte sich nur noch fester an ihn und drückte ihr Gesicht an seine Brust, so daß die Lippen gerade auf seinem Herzen lagen.

„Fahre fort,“ flüsterte sie leise.

„Seit meinen Knabenjahren habe ich eifrig die diesen Gegenstand behandelnden Wissenschaften studirt, bin selbst, was man ein „Medium“ oder einen „Seher“ nennt, geworden und habe dadurch ungewöhnliche Kenntnisse erlangt. Die Geister, Everil, sind es, die mir gesagt haben, daß ich nicht lange leben werde.“

„Die Geister! Wie können denn aber Geister zu Dir reden, Valence?"

„Auf verschiedene Weise, Liebste, hauptsächlich aber in der Art, wie Du es jetzt thust."

„Willst Du damit sagen, daß sie Stimmen haben?"

„Stimmen und Körper und Seelen. Zuweilen ist es unmöglich, sie zu fühlen, zuweilen sind sie ebenso sinnlich wahrnehmbar wie wir selbst."

„Valence, Du mußt träumen! — oder sagst Du das Alles, um zu versuchen, wie weit meine Leichtgläubigkeit geht?"

„Hältst Du mich wirklich für fähig, über solch einen Gegenstand zu scherzen? Du weißt nicht, welche wilde Sehnsucht, welchen nagenden, brennenden Schmerz ich seit unserer Verheirathung empfunden habe, eben weil ich wußte, daß dies Alles nur zu wahr sei. Und jetzt — jetzt, wo ich von Deinen süßen Lippen das Geständniß gehört habe, daß Du mich liebst — o, wie sehne ich mich da, bei Dir bleiben zu können."

„Du wirst bei mir bleiben — Du mußt bei mir bleiben. O, mein Valence, glaube mir, das ist bloße Einbildung. Du hast zu unausgesetzt studirt und

dadurch Dein klares Urtheil beeinträchtigt. Hat man je schon dergleichen gehört? Du mußt Dich irren, es kann nicht anders sein."

„Du hältst mich also wirklich für wahnsinnig?" fragte er bitter.

„Nein, Geliebter, nein, mein Gatte, sage das nicht! Aber bedenke, auch die weisesten Menschen haben schon eingestanden, daß sie sich im Irrthum befunden haben, und diese ganze Geschichte erscheint mir so wild — so unwahrscheinlich. Willst Du nicht den Rath eines älteren, praktischeren Denkers, als Du bist, einholen?"

„Soll ich mich zu einem Gegenstande des Spottes und Gelächters für die Welt machen, die, wenn die Prophezeiung sich erfüllt hat, sagen wird, ich habe mich ins Grab geängstigt? Nein, Everil! Ich werde sterben, wie ich gelebt habe, allein — außer daß ich jetzt noch Deine süße Gesellschaft und Sympathie besitze."

„Ich werde Tag und Nacht ohne Unterlaß zu Dir sprechen, bis ich Dir Deinen Glauben an Geister=erscheinungen ausgeredet habe. Ich kann das nicht

begreifen, alle solche abergläubische Vorstellungen glaubte ich lange von der Erde verschwunden."

„Everil, wenn Du eine solche Erscheinung sähest, würdest Du daran glauben?"

„Vielleicht — wenn ich sie sähe — was ich aber nicht glaube."

„Würdest Du den Muth haben, bei mir zu bleiben und sie zu erwarten?"

„Wo Du bist, Valence, da habe ich den Muth zu bleiben, komme was da wolle."

„Ich werde ihn auf die Probe stellen. Gern, sehr gern möchte ich Dir dies ersparen, aber ich kann es nicht ertragen, von Dir für einen Sklaven des Aberglaubens gehalten zu werden. Everil, wenn Du noch länger hier bei mir bleiben willst, so sollst Du den Geist sehen, der mir meinen Tod verkündet hat."

„Bist Du dessen gewiß?" fragte sie ungläubig.

„So gut wie gewiß. Sie hat mich selten vergebens warten lassen, doch ist es immerhin möglich, daß Deine Gegenwart den Einfluß störe. Willst Du es wagen?"

„Alles, nur schicke mich nicht von Dir."

„So versprich mir nur, daß Du, wenn der Geist

kommt, nicht schreien willst, auch nicht versuchen, nach ihm zu greifen, daß Du Dich überhaupt nicht von dem Platze rühren willst, den ich Dir anweisen werde. Handelst Du diesen Warnungen zuwider, so könnte es die unheilvollsten Folgen haben. Willst Du es mir versprechen?"

„Ich verspreche es Dir. Von heute an gehöre ich nur Dir und gehorche Deinem Befehl."

Er löschte hierauf wieder die Lampe aus und Beide saßen eng an einander geschmiegt auf dem Sopha und flüsterten sich die zärtlichsten Liebesbetheuerungen ins Ohr. Auf Beiden ruhte die Schönheit und Heiligkeit der ersten Liebe, die noch dadurch verklärt ward, daß sie ihr höchstes Glück in ihrer Pflicht finden durften. Everil machte ihn zum Vertrauten all ihrer Geheimnisse, wie sie gegen Agatha stets ein geheimes Mißtrauen empfunden habe und noch empfinde, wie sie ihn gefürchtet, welche Bedenken und Zweifel sie vor ihrer Heirath beunruhigt und wie sie nach derselben die Eifersucht gequält habe. Ihre offene, ehrliche Natur ließ ihr keine Ruhe, bis sie Valence das Alles freimüthig bekannt hatte. Dagegen gab er ihr, unterbrochen von mancher Lieb-

kosung, mancher Versicherung seiner Zärtlichkeit und Dankbarkeit, eine eingehendere Schilderung seiner früheren und gegenwärtigen Erfahrungen im Spiritualismus, erklärte ihr das Geheimniß jener anscheinenden Ohnmachten, in denen sie ihn schon befangen gesehen hatte, belehrte sie über die Natur der Handschrift, die sie auf seinem Schreibtisch gefunden hatte und über die Gründe, die ihn veranlaßten, so spät in der Nacht allein aufzubleiben.

Sie sprachen so schnell und eifrig mit einander wie ihnen die Gedanken zuströmten; was so lange verschlossen und verschwiegen in ihren Herzen gelegen, das drängte sich jetzt wie in einem sich gewaltsam Bahn brechenden Strom ans Licht, und in einer einzigen Stunde erfuhren sie mehr von einander, als sie während der ganzen Zeit vorher kennen gelernt. Ein paar Mal trat auch ein kurzes Stillschweigen zwischen ihnen ein, ihre Liebe hatte alsdann den Climax erreicht und es bedurfte keiner Worte, um ihren Gefühlen Ausdruck zu geben. Trotz der Aussicht, die vor ihm lag, waren solche Pausen Momente der reinsten Seligkeit für Valence, während Everil, so dankbar sie auch für dieses Aussprechen mit ihrem

Gatten war, sich doch aufgeregt und bedrückt fühlte. Konnte es wirklich wahr sein, daß er an die Erscheinung von Geistern glaubte? — und war dies der Fall, mußte man dann doch nicht an eine geistige Störung bei ihm glauben? Und doch erschien er so ruhig, so gesammelt — mit wie großer Schärfe vertheidigte er seine Ansicht — wie vollkommen sicher war er seines eigenen Urtheils und Wahrnehmungsvermögens! Im geselligen Leben war er doch so ganz wie andere Menschen, aber Jeder, der ihn in der Weise, wie er es jetzt that, über das Uebernatürliche reden hörte, mußte ihn für wahnsinnig halten. Everil hatte davon gehört, daß Menschen zuweilen von einer einzigen fixen Idee heimgesucht, außerdem aber geistig gesund wären, und fragte sich schaudernd, ob dies vielleicht bei ihrem Mann der Fall wäre, drückte ihn aber bei diesem Gedanken nur noch inniger an ihr Herz und wiederholte bei sich den Entschluß, was auch kommen möge, ihm bis ans Ende ihr Leben zu weihen.

„Valence,“ sagte sie mit wo möglich noch zärtlicherer Stimme, „Du hast mir noch nicht Deine Vergebung zugesichert.“

„Meine Vergebung, Geliebte? Wofür?“

„Für die schrecklichen Gedanken, die ich vor unserer Verheirathung gegen Dich hegte. Wenn ich Dir nur beschreiben könnte, wie bitter ich sie schon bereut habe.“

„Mein Herz, Du liebtest mich ja damals nicht, die Liebe hat also auch keine Anklage gegen Dich zu erheben. Wenn es Dich aber glücklicher machen kann, so will ich Dir diese Gedanken nicht ein Mal, sondern tausend Mal vergeben. Alles, was Du dadurch gegen mich gesündigt, war getilgt durch den ersten Kuß, den Du mir aus eigenem freiem Antriebe gegeben. Aber horch. Was war das für ein Ton?“

„Ich habe nichts gehört.“

„Still! — Warte einen Augenblick. Mir scheint, sie naht.“

Er saß aufrecht im Sopha und Everil konnte im Mondlicht sehen, wie er sich mit ernster, bedenklicher Miene lauschend vorbeugte.

„Mein Geliebter, es ist nichts,“ flüsterte sie.

„Willst Du mir versprechen, hier zu bleiben, ohne

einen Laut von Dir zu geben oder Dich zu rühren?" fragte er schnell.

„Ich habe es Dir ja bereits versprochen."

„Auch wenn ich mit ihr spreche oder sie berühre, wirst Du nicht versuchen, das Gleiche zu thun?"

„Ich habe es Dir versprochen," wiederholte sie traurig, denn diese Vorsichtsmaßregeln waren ihr ein neuer Beweis für die unglückliche Krankheit ihres Gatten.

Er sprang plötzlich auf und schob sie in die Ecke des Sopha's, so daß sie im Schatten saß, dann nahm er sie in seine Arme und küßte sie zärtlich. „O meine Geliebte, mein süßes Weib, wenn es doch abgewendet werden könnte, um Deinetwillen. Achte nicht auf das, was ich thun oder sagen werde, halte nur eins fest: ich kehre zu Dir zurück."

Er blieb noch einen Augenblick neben ihr stehen. Everil strengte ihre Augen an, um die Dunkelheit zu durchdringen und bemerkte plötzlich den schwachen Schimmer eines Lichtes; es flackerte zuerst außerhalb der eingefaßten Scheiben des ihnen gegenüberliegenden Fensters und zeigte sich dann am zweiten am andern Ende des Zimmers befindlichen Fenster.

„Sie ist es,“ sagte Valence, der nur mit Mühe seine Aufregung unterdrückte.

Sie hätte ihn gern gebeten, ruhig zu sein, fürchtete aber, ihn unwillig zu machen. Das Licht flackerte am fernsten Fenster, Everil folgte ihm mit gespannter Erwartung, denn ihre Neugierde war aufs höchste erregt, und trotzdem vermochte sie nachher nicht zu sagen, wie es durch das Fenster und in das Zimmer gelangt sei.

Aber es war darin, zwar noch entfernt von ihnen, aber doch deutlich wahrnehmbar; es vergrößerte sich mit jeder Sekunde, bis sich eine weiße, luftige Masse — ein Gesicht — die Büste einer Frau — Schultern — lang wallendes goldenes Haar von einem Schleier bedeckt — weiße Gewänder wie Wolken entwickelten.

„Isola!“ rief Valence, der Gestalt entgegen-gehend.

Die Erscheinung hob den Arm in die Höhe; er blieb in der Mitte zwischen dem Sopha, worauf Everil saß, und der Gestalt stehen.

„Was führt Dich her? Kommst Du, die Lektion zu wiederholen, die ich bereits auswendig gelernt habe?“

Die Gestalt neigte das Haupt.

„Wohlan, so sprich, ich habe jetzt Muth, Alles zu hören. Wie lange habe ich noch zu leben?“

Die Erscheinung sprach langsam und in flüsterndem Tone:

„Vier Monate — November, Dezember, Januar, Februar. Am 3. Februar um zwölf Uhr Mittags komme ich, um Dich abzuholen. Bereite Dich wohl!“

„Gott im Himmel! Kann es wahr sein? Nur noch vier Monate, und das Leben hat sich mir soeben erst aufgethan! Isola, höre mich. Ich habe erst heute kennen gelernt, was Glück ist. Meine Frau liebt mich!“

Der Geist antwortete nicht.

„Bindet uns die Liebe nicht an die Erde? Kann der Geist den Körper verlassen, wenn er voll Lebenskraft und Lebensmuth, voll süßer Hoffnungen und Liebesglück ist. Hast Du Dich nicht geirrt?“

„Am dritten Februar um 12 Uhr Mittags.“

„Isola, noch niemals hat das Leben einen solchen Werth für mich gehabt, wie jetzt. Meine irdischen Hoffnungen sind so beseligend, so berauschend. Giebt es keine Frist — keine Gnade für mich?“

„Am dritten Februar Mittags um zwölf Uhr komme ich, um Dich abzuholen. Bereite Dich wohl!“

Er bedeckte sein Gesicht einen Augenblick mit den Händen, als er wieder aufschaute, war die Erscheinung verschwunden.

Valence fühlte sich nach dem Sopha.

„Mein süßes, tapferes Weib! Wie still Du Dich verhalten hast! Wir können das Geschick nicht abwenden, meine Everil, aber wir werden es wenigstens Arm in Arm erwarten.“

Er versuchte sie bei diesen Worten aufzurichten, aber ihr Körper war schwer und unbeweglich. Erschrocken zündete er die Lampe wieder an. Seine Frau war nicht so tapfer, wie er geglaubt hatte, sie war ohnmächtig geworden. Voll unendlicher Zärtlichkeit hielt er sie umschlungen.

Sechstes Kapitel.

„Sagen Sie, daß Sie ihn retten wollen!"

Doktor Newall, nunmehr ein alter Herr, welcher die Grenzen des gewöhnlichen Menschenlebens beinahe schon überschritten hatte, ward allgemein als der „Schloßarzt" bezeichnet. Lord Valence hielt nicht etwa mit so peinlicher Strenge auf die Gebräuche der Vorzeit, wo jede vornehme Familie ihren eigenen Arzt und ihren eigenen Kaplan zu haben als unerläßliche Attribute ihres Ranges betrachtete, daß er Dr. Newall lediglich als Arzt für seinen Haushalt beschäftigt sehen wollte, der alte Herr hatte aber seinen Vater und seine Mutter in allen Krankheitsfällen behandelt, sich immer als treuer, zuverlässiger Freund bewiesen und der verstorbene Earl hatte ihm einen Jahrgehalt ausgesetzt, unter der Bedingung,

daß, er so lange sein Sohn lebte, in der Nähe des Schlosses wohnen müsse. In gewisser Beziehung war mithin der Titel „Schloßarzt“ ein völlig berechtigter. Valence hätte dem Dr. Newall sogar auch Wohnung im Schlosse gegeben, dieser zog es jedoch vor, mit seinem Bruder, einem katholischen Geistlichen, in einem kleinen Hause nicht weit vom Schlosse zu leben und die Leiber zu curiren, während jener für das Heil der Seelen sorgte.

Everil kannte die beiden Herren, freilich nur sehr oberflächlich. Lord Valence hatte es sich angelegen sein lassen, seiner Frau sehr bald nach ihrer Ankunft im Schlosse seiner Väter seine alten Freunde vorzustellen, und sie hatte sie mit aller ihrer Stellung schuldigen Auszeichnung empfangen, nachher aber sehr wenig von ihnen gesehen. Dr. Newall machte, wie sie wußte, wöchentlich seine bestimmten Besuche im Schlosse, sie war ihm auch schon mehrmals im Garten begegnet, hatte sich aber niemals in eine spezielle Unterhaltung mit ihm eingelassen und am allerwenigsten über ihres Gatten Gesundheit mit ihm gesprochen. Als sie aber am Morgen nach jener ereignißreichen Nacht in der Bibliothek mit einem so gemischten Gefühle von Jubel

und Herzeleid, wie sie nie zuvor in ihrem Leben empfunden hatte, erwachte, da war der erste Gedanke, der sie durchzuckte, sie wolle zu Dr. Newall gehen und ihn um Rath und Beistand bitten. Er hatte Valence zur Welt befördert, ihn in allen Kinderkrankheiten behandelt, wenn irgend Jemand die Konstitution seines Körpers und Organisation seines Geistes kannte, so mußte er es sein. Agatha hatte ihr oft gesagt, Dr. Newall habe erklärt, daß Valence's Leiden seiner Wissenschaft spotte, daß er aber nach seiner Meinung den Geist in einer solchen Weise auf Kosten des Körpers anstrenge, um das Schlimmste befürchten zu lassen, wenn hier nicht bald eine durchgreifende Veränderung eintrete. Wenn aber Agatha das dunkle Geheimniß, das Valence seiner Frau offenbart hatte, kannte, weshalb hatte sie es Dr. Newall nicht mitgetheilt und ihm so den Schlüssel zu Erscheinungen gegeben, die ihm sonst ein Räthsel sein mußten? Everil hatte immer Mißtrauen gegen Agatha gehabt und fand in der erwähnten Frage einen Grund zur Verstärkung dieser Empfindung. Wie falsch erschienen alle ihre Betheuerungen der Angst und Sorge für die Gesundheit und das Leben ihres Schwagers, wenn

sie verabsäumen konnte, seinem Arzte eine so ungemein wirksame Waffe zur Bekämpfung seines Uebels in die Hand zu geben? Everil erwog, während sie sich ankleidete, alle diese Fragen bei sich, äußerte sich aber darüber nicht zu ihrem Gatten.

Der Earl hatte sich freudestrahlend wie ein Bräutigam von seinem Lager erhoben, die traurigen Augen, welche Everil so oft vorwurfsvoll in ihre Träume verfolgt, verkündeten jetzt in seligen Blicken sein neu gefundenes Glück. Er war seit so langer Zeit mit dem Gedanken an seinen Tod vertraut, daß die bloße Wiederholung einer Prophezeiung, die er für wahr zu halten sich gewöhnt hatte, seinen gegenwärtigen Frieden nicht zu stören vermochte, Everil hatte aber nicht das Herz, die ihre Freude beschattende Wolke durch eine Hindeutung auf das drohende Geschick auch ihm mitzutheilen. So lachten und liebten sie, waren anscheinend völlig zufrieden und gingen (wäre nicht das über ihrem Haupte hängende Damoklesschwert gewesen) in ihrer gegenseitigen Liebe so glücklich wie Adam und Eva vor dem Sündenfall, zum Frühstück hinunter.

„O, wenn es doch so bleiben könnte!“

Everil ertappt sich immer wieder auf der Wiederholung dieses Ausrufes. Die Thore des Himmels sind geöffnet, sie steht auf der Schwelle, sie darf einen Blick auf eine unbegrenzte Seligkeit werfen, jedoch nur, um zu wissen, daß sich die Pforten langsam, aber sicher wieder schließen. Aber selbst diese Erwägung vermochte nicht zu verhindern, daß ihr Gesicht den Ausdruck einer ungewöhnlichen freudigen Erregung trug, als sie — zum ersten Male — am Arme ihres Gatten das Frühstückszimmer betrat.

Sie war von einer wilden, ausgelassenen Lebendigkeit, das Bewußtsein ihres Glückes und ihres Schmerzes verleitete sie, eine Reihe von sonderbaren, unangemessenen Dingen zu thun. Sie lachte ohne Veranlassung laut, sprach schnell und viel, nahm von sechs verschiedenen Gerichten zu gleicher Zeit, ohne von einem einzigen ordentlich zu essen, und wiederholte dieselbe Frage mehrere Male. Valence im Gegentheil war sehr still, es zeigte sich aber auf seinem Gesichte ein Ausdruck, den man darauf zu sehen sonst nicht gewohnt war — der Ausdruck des Glückes. Mrs. West sah von dem Mann auf die Frau und von der Frau auf den Mann und war von dem Ergebniß

ihrer Forschung nichts weniger als befriedigt. Zuerst machte sie über die im Verhalten Beider vorgegangene Veränderung keine Bemerkung, und gab nur Maurice Staunton durch ein Heraufziehen der Augenbrauen ihr Befremden zu erkennen, nach und nach erschöpfte sich aber ihre Geduld, so daß sie sich zu der ihrer Stellung im Schlosse wenig angemessenen Bemerkung hinreißen ließ: „Was in aller Welt bedeutet das eigentlich? Du bist ja wie aus Rand und Band, Everil. Man hält es im Allgemeinen nicht gerade für schicklich, daß eine verheirathete Frau kichernd und schwatzend wie ein Schulmädchen die Treppen herunter springt.“

„Auch nicht, wenn sie furchtbar spät kommt und sich halb todt ängstigt, ihre Gäste könnten alles Essenswerthe schon vor ihrem Erscheinen aufgegessen haben?“ erwiderte die Gräfin, welche absichtlich aus der Sache einen Scherz machen wollte.

„Du scheinst noch dazu „furchtbar“ hungrig zu sein.“

Everil sah belustigt auf die vielen auf ihrem Teller aufgehäuften Eßwaaren. „Warum sollte ich denn nicht? Wie befindet sich Arthur heute?“

Es herrschte im Schlosse die Sitte, sich beim Frühstück selbst zu bedienen und die Gegenwart der Diener auszuschließen, so hatte auch Lord Valence soeben eine Schüssel dienstbeflissen um den Tisch getragen und kam gerade, als Everil die letzten Worte sprach, zu ihr. Er legte eine Hand auf die Schulter seiner Frau und ihr Auffahren, der sich plötzlich über ihr Gesicht verbreitende Schimmer der Glückseligkeit verkündeten Mrs. West sehr genau, wie die Sachen standen — wenn sie einer Verkündigung überhaupt noch bedurfte. Everil wußte nicht, daß sie beobachtet ward. Liebende haben eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Strauß, der den Kopf in den Sand verbirgt und glaubt, wenn er den Verfolger nicht sehe, so sähe dieser ihn auch nicht. Sie wandte den Blick nach ihrem Gatten herum und ihre Augen begegneten sich.

Weder Everil noch Valence, und wären sie hundert Jahre mit einander verheirathet gewesen, würden je daran gedacht haben, öffentlich die Liebenden zu spielen. Die Liebe war für sie etwas viel zu Heiliges, als daß sie sie zu einem Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung hätten machen mögen. Wenn aber auch die Zunge gleichgültige Worte spricht, so ist es doch

ungleich schwerer, der Sprache der Augen Schweigen zu gebieten. Agatha West fing den zwischen Beiden ausgetauschten Blick auf, und war sie zuerst ängstlich und unzufrieden, so wurde sie jetzt bitter.

„Miß Mildmay wartet auf ein Omelette," bemerkte sie mit unfreundlichem Tone, „und ich würde Dir ebenfalls dafür verbunden sein, Valence, wenn Du Zeit fändest, es uns zu reichen. Du hast, wenn ich nicht irre, Dich früher immer sehr verächtlich über jedes Zuschautragen seiner Empfindungen ausgesprochen, Everil."

Die Gräfin erröthete; sie war jedoch nicht die Frau, welche sich ungestraft angreifen ließ, und so richtete sie sich auf und antwortete:

„Ebenso habe ich mich auch über unberufene Einmischungen ausgesprochen."

Mrs. West ließ ein verlegenes Kichern hören.

„Du gehst mit mir Armen wirklich hart ins Gericht. Was war bei meiner harmlosen Bemerkung denn so Böses? Ich werde zuletzt gar nicht mehr wagen dürfen, den Mund zu öffnen."

Everil antwortete nicht; ihre Abneigung und ihr Mißtrauen gegen diese Frau steigerten sich beinahe von

Minute zu Minute. Sie setzte ihrer Bemerkung eine schweigende Verachtung entgegen und wandte sich zu ihrem Gatten.

„Was hast Du für heute Morgen vor, Valence?“

„Ich habe versprochen, Staunton nach Ballybroogan zu fahren, wo er sich bei den O'Connors verabschieden will. Wir werden leider Capitän Staunton bald verlieren, Everil, sein Urlaub ist am Montag zu Ende.“

„Ei, was Du sagst!“ Wie glücklich machte sie die Nachricht, er werde gehen, sie werde jede Erinnerung an die Zeit ihrer Thorheit, an die Zeit, in welcher sie ihn zu lieben glaubte, verlieren! Wie sehr wünschte sie, daß sie Alle gehen möchten — Alice, Agatha, Bulwer — damit sie ganz, ganz allein mit ihm wäre!

„Ich hoffe, meine Abwesenheit wird nicht sehr lange dauern,“ sagte Maurice Staunton, „zu Weihnachten steht mir wieder Urlaub zu und Lord Valence hat die Güte gehabt, mich einzuladen, denselben wieder hier zu verleben.“

„O, das ist himmlisch!“ rief Agatha, als ob es ihr schier unmöglich sei, ihr Entzücken über diese Neuigkeit zu verbergen, dann schien sie sich zu besinnen,

erröthete, stammelte, sah unter den langen Augenwimpern hervor Einen nach dem Andern verstohlen an und sagte verschämt:

„Ich habe mich nicht ganz richtig ausgedrückt, aber nicht wahr, Everil, es wird Dir auch Freude machen, Capitän Staunton wiederzusehen? Das Schloß ist um so sehr viel lebendiger, wenn wir noch einige Freunde hier haben."

„Natürlich macht es ihr Freude," antwortete Valence gut gelaunt — er war heute Morgen in der Stimmung gegen Jeden seine liebenswürdigsten Seiten zu entfalten. — „Ich würde Staunton nicht zu einer Wiederholung seines Besuchs eingeladen haben, wenn ich nicht gewußt hätte, daß er ihr angenehm sei, also laß es nur mit dem Erröthen und Entschuldigen genug sein, Agatha," fügte er lachend hinzu. „Ich bin überzeugt, Staunton wird Deine unwillkürliche Freudenbezeigung bei der Nachricht von seiner baldigen Wiederkehr für ein großes Kompliment aufnehmen, ich wenigstens würde das unter ähnlichen Verhältnissen thun. Was sagen Sie dazu, Staunton?"

„Ich kann nie dankbar genug sein für das gütige Interesse, das Mrs. West an mir nimmt, und die

Freundschaft, die sie für mich hegt," antwortete Maurice Staunton, sah aber dabei Everil an. „Ebenso bin ich Ihnen und Lady Valence verpflichtet für die angenehmen Aussichten, die mir Ihre gütige Einladung auf ein baldiges Wiedersehen eröffnet."

„Schon gut, schon gut, lieber Staunton, die Sache ist abgemacht. Kommen und gehen Sie ganz nach Ihrem Gefallen, Castle Valence steht Ihnen immer offen, das vergessen Sie nicht."

Everil vermochte nicht, in die Einladung ihres Gatten einzustimmen, sie empfand im Gegentheil eine wahre Sehnsucht, es auszusprechen, daß sie damit durchaus nicht einverstanden sei, daß sie den Mann, der es gewagt habe, sie durch seine niedrigen Anspielungen zu beleidigen, den sie wie ein giftiges Gewürm verabscheue, nicht wieder innerhalb der Mauern eines Hauses wissen wolle, dessen Herrin sie sei. Sie wußte jedoch, ein solcher Ausbruch würde ihren Mann ernstlich verstimmt und unwillig gemacht haben, und schwieg deshalb. Er wähnte, Maurice Staunton komme seiner Schwägerin halber — Agatha selbst hatte ihm dies zu verstehen gegeben, und vielleicht hatte sie Recht. Das Herz der Menschen ist wandelbar, vielleicht hatte

Staunton wirklich seine Neigung von ihr auf Agatha übertragen und ihr dadurch die Aussicht eröffnet, beide los zu werden. Glückseliger Gedanke! Everil beschloß mithin noch ein Weilchen länger zu warten, zu schweigen und zu dulden. Dieser Entschluß vermochte sie aber nicht dazu, zu bestimmen, herzlich oder nur freundlich gegen die Schuldigen zu sein, ihrer Natur war jede Verstellung so fremd, daß ihr ein solches Betragen falsch und verächtlich erschienen und einfach undurchführbar gewesen wäre. Sie behandelte sie während der ganzen Mahlzeit mit höflicher Kälte und war, nachdem man vom Tische aufgestanden, im Begriffe, sich zu entfernen, ohne, wie sie sonst zu thun pflegte, ihre Pläne für den Morgen mitzutheilen.

„Wirst Du heute Morgen ausfahren, liebe Everil?“ fragte Mrs. West, der die Aussicht auf Capitän Staunton's Rückkehr vollständig ihre gute Laune wiedergegeben zu haben schien.

„Nein,“ sagte die Gräfin kurz.

„Ich denke, wir wollten nach C— fahren, um Einkäufe zu machen?“ mischte sich Alice ins Gespräch.

„Habe ich das gesagt, Alice? Bitte, dann entschuldige mich, wenn wir es noch aufschieben, ich bin

heute gar nicht aufgelegt für den Besuch von Verkaufsläden."

„Wozu bist Du denn sonst aufgelegt?" fragte ihr Gatte zärtlich.

„Ich möchte den Morgen gern für mich haben, Valence," antwortete sie.

Sie redeten einander mit keinem Schmeichelnamen an, aber ihre Stimmen hatten einen Ton, der mehr ausdrückte als alle Worte. Mrs. West sah, als sie ihn hörte, Staunton abermals sehr bedeutungsvoll an, und sobald die Andern sich entfernt hatten, zog sie ihn in den Schatten einer tiefen Fensternische.

„Was halten Sie davon?" fragte er aufgeregt.

„Nichts als ein alberner Roman, den sie sich in die Köpfe gesetzt haben und der bald ausgespielt sein wird," antwortete sie. „Sie kommen Weihnachten also bestimmt wieder?"

„So bestimmt, wie man sich in dieser Welt irgend etwas vornehmen kann. Wie erklären Sie sich aber ihr Betragen gegen mich, ist das Wahrheit oder Maske?"

„Maske, das steht außer Zweifel. Glauben Sie wir Frauen wären wie Sie und können nach Gefallen

lieben und zu lieben aufhören? Everil hat aber einen Kampf mit ihrem Gewissen zu bestehen und kann damit nicht so leicht fertig werden, das vergessen Sie nicht, es ist jetzt noch sehr früh dafür. Ihre Abreise ist vielleicht das Beste, was gegenwärtig geschehen könnte."

„Wie so?"

„Sie wird dadurch Zeit erhalten, um Betrachtungen anzustellen. Außerdem werden Sie ihr fehlen und Frauen macht eine zweitweilige Trennung immer zärtlicher. Sie dürfen nur nicht zu lange fortbleiben."

„Sie scheinen also die Skrupel, mit denen Sie mich gleich, nachdem die Heirath bestimmt war, bekannt zu machen die Güte hatten, jetzt überwunden zu haben."

„Mein lieber Freund, gegen das Fatum kann Niemand ankämpfen! Ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß die liebe Everil irgend ein Unrecht beginge, wenn sie aber doch wieder heirathet — und natürlich wird sie wieder heirathen — warum denn nicht ebenso gut Sie, wie einen Andern? Ich bin überzeugt, Sie werden es sich angelegen sein lassen, das arme Kind glücklich zu machen."

„Sie scheinen sehr gewiß darüber, daß sie in der Lage sein werde, wieder zu heirathen."

„O, daran ist kein Zweifel. Sie sieht die Veränderung nicht — sie ist so wenig daran gewöhnt, sich mit ihm oder mit seinem Befinden zu beschäftigen, aber in Valence's Gesundheitszustand ist seit seiner Verheirathung eine große Veränderung zum Schlechteren eingetreten. Ich habe erst vor ein paar Tagen mit Dr. Newall darüber gesprochen."

„Und ich muß Ihnen gestehen, daß ich das nicht finde, so sehr ich auch wünschte, das Gegentheil sagen zu können. Der Mann scheint mir gesund genug, etwas mager und hektisch von Ansehen, aber sonst scheint er wohler als eine Menge meiner Bekannten, die nicht an Sterben denken."

„Sie sehen sich den Körper an, während die Krankheit im Gemüthe liegt. Seine Starrkrämpfe oder Ohnmachten oder, wie man das sonst nennen will, sind in letzterer Zeit häufiger aufgetreten und haben viel länger angehalten. Neulich Nacht glaubte ich, er werde gar nicht wieder zu sich kommen. Dr. Newall hält gegenwärtig das Herz für ebenso angegriffen wie den Kopf. Aber kommen Sie, machen wir einen

Spaziergang durch die Gärten, da will ich Ihnen mehr darüber sagen, im Hause rede ich nicht gern, man ist da immer in Gefahr belauscht zu werden.“ Damit entfernte sich das würdige Paar.

* * *

Es mochte gegen zwölf Uhr Mittags sein als Dr. Newalls Faktotum in den Garten hinter dessen kleinem Hause gestürzt kam und dem darin befindlichen alten Herrn die Meldung brachte, Lady Valence sei da und wünsche ihn zu sprechen. Die Nachricht versetzte den guten Doktor in einige Aufregung, denn er war soeben beschäftigt, Kartoffeln aufzugraben, die er einer armen Familie schicken wollte, und deshalb in einer nicht gerade schicklichen Verfassung für eine Unterredung mit der Gemahlin seines Patrons. Was seine Verlegenheit außerdem noch vermehrte, war, daß ihm die Gräfin so gut wie fremd gegenüber stand. Er hatte sie stets als eine sehr vornehme, elegante Dame betrachtet und wußte nicht recht, wie sie einen solchen Verstoß gegen die Etikette aufnehmen werde. Es half indeß jetzt nichts, er mußte mit vielen Entschul-

digungen, aber mit schmutzigen Stiefeln und nicht ganz sauberm Anzuge ins Zimmer treten.

„Ich muß Ew. Ladyschaft tausendmal um Vergebung bitten, daß ich in einem solchen Kostüm vor Ihnen erscheine, da ich aber Ew. Ladyschaft nicht warten lassen möchte, blieb mir nichts übrig, als zu kommen, wie ich gerade war."

„O, es ist so gut von Ihnen, daß Sie sogleich kommen," erwiderte Lady Valence mit bebender Stimme.

Sie hatte nur einen Gartenhut auf dem Kopfe, einen warmen Shawl hastig umgeworfen und schien aufgeregt und ängstlich zu sein und rothe Augen zu haben. Dr. Newall rieb seine Augen und betrachtete sie verwundert. War das wirklich die Gräfin Valence, auf deren Gesicht er bis jetzt noch kein Gefühl als stolze Gleichgültigkeit wahrgenommen hatte? Er errieth sogleich, daß etwas Besonderes vorgefallen sein müsse.

„Es ist doch kein Unglück geschehen?" fragte er ängstlich. „Kann ich Ew. Ladyschaft mit irgend etwas dienen?"

Ihre einzige Antwort war ein Thränenstrom.

„Ja, das können Sie! Ich hoffe wenigstens, daß Sie es können," brachte sie alsdann unter Schluchzen hervor. „O, Dr. Newall, mein Mann! — mein Mann!"

Dr. Newall, der das Kommende nun so ziemlich zu errathen vermochte, ging nach der Thür und verschloß sie, dann nahm er aus einer kleinen Chiffonière eine Flasche und ein Glas und nöthigte Everil, ein Glas Wein zu trinken. Erst als dies geschehen war, zog er einen Stuhl dicht neben den, auf welchem sie saß, setzte sich darauf und nahm ihre Hand in die seinige, als hätte er sie schon ihr ganzes Leben lang gekannt. Ihr natürlicher Schmerzensausbruch hatte sofort die ihn bisher von ihr trennende Schranke niedergerissen.

„Erzählen Sie mir jetzt Alles, mein liebes Kind," sagte er. „Sie wissen ja, ich kenne ihn seit seiner Geburt, Sie brauchen keinen Anstand zu nehmen, mich Alles wissen zu lassen.

„Ich habe es auch erst vergangene Nacht erfahren," antwortete sie mit einem schweren Seufzer, „und fühle die Nothwendigkeit, mich Jemand anzuvertrauen, der weiser ist als ich. Da dachte ich denn, Sie, der ihn

von Kindheit an kennt und ihm immer ein so treuer Freund gewesen ist, würden mir vor allen andern Menschen der beste Rathgeber sein können."

„Meine Liebe — ich hoffe, Ew. Ladyschaft werden mir die Familiarität verzeihen —"

„O nennen Sie mich, wie Sie wollen," unterbrach sie ihn und klammerte sich an die Hand, die, wie sie glaubte, ihrem Manne Rettung zu bringen vermochte.

„Sprechen Sie von der Gesundheit Ihres Gemahls?"

„Ja! — nein! — nicht gerade — doch ich muß von Anfang an erzählen und bis vor unsere Heirath zurückgehen. Valence sagte mir damals, er sei aufgegeben, er könne höchstens noch sechs Monate leben und — und — ich weiß nicht, ob ich ihm glaubte oder nicht — ich" — die Stimme versagte ihr beinahe — „ich machte mir nichts daraus, mir war es einerlei, ob er lebte, o mein Gott, oder ob er starb! Als wir aber mit einander reisten und ich entdeckte, er habe so furchtbare Anfälle von Ohnmachten oder Krämpfen, wurde mir doch sehr bange."

„Hat er sie oft?"

„Während unserer Hochzeitsreise hatte er vier

oder fünf Anfälle und Mrs. West sagt, er habe in jüngster Zeit einige besonders schwere gehabt, die jeder über eine Stunde gedauert hätten."

„Ich begreife nur nicht, daß Mrs. West dieser Anfälle niemals gegen mich erwähnt hat," bemerkte der Doktor.

„Sie hat mir gesagt, Sie wüßten ganz genau darum und hätten sie für ein Herzleiden und für unheilbar erklärt," entgegnete Everil erstaunt.

„Meine liebe Lady, ich höre heute zum ersten Male davon, daß Lord Valence ein solches Leiden überhaupt hat. Geargwohnt habe ich lange so etwas, denn ich habe ihn oft am Morgen abgespannt, träge, mit schwachem Pulse, kurz im Zustande eines Menschen gefunden, der einen solchen Anfall, wie Sie ihn beschreiben, durchgemacht hat, es ist mir aber niemals gelungen, ihn zum Bekenntniß zu bringen. Was kann der Grund dieser Zurückhaltung sein?"

„Ich glaube Sie darüber aufklären zu können. Als wir von unserer Reise zurückkehrten, fiel es mir bald auf, daß er und Agatha die Gewohnheit hatten, lange, nachdem die Dienerschaft zu Bett gegangen war, bei einander aufzusitzen, und als ich sie darum

befragte, wollten sie mir nicht sagen, was sie trieben. Einmal ging ich lange nach Mitternacht nach der Bibliothek hinunter, fand sie dort im Finstern sitzen und Valence wollte mich nicht über die Schwelle lassen. Wie Sie sich denken können, beleidigte mich das tief und ich war fortan zu stolz, irgend eine Frage wieder zu stellen. Mein Mann kam aber immer wieder auf seinen nahen Tod zurück und sagte, daß Tag und Stunde dafür schon bestimmt sei."

„Weiter, weiter, meine liebe Tochter," mahnte der alte Herr, als die Gräfin hier stockte.

„Gestern Abend fühlte ich mich, nachdem ich mich zu Bett gelegt hatte, sehr unglücklich, ich wollte gern Valence noch etwas sagen und da er nicht kam, stand ich wieder auf und ging nach der Bibliothek hinunter, wo ich ihn wie gewöhnlich im Dunkeln sitzen fand. Ich flehte ihn an, mir die Wahrheit zu sagen, und er willfahrte mir. Er theilte mir mit," fuhr Everil fort und blickte gespannt in das Gesicht ihres Zuhörers, um zu sehen, welchen Eindruck die seltsame Erzählung auf ihn machen werde, „daß er sein Leben lang Geister gesehen und mit ihnen gesprochen habe,

und daß sein naher Tod ihm von einem Geiste verkündet worden sei."

Dr. Newall machte ein sehr ernstes Gesicht, legte aber keine Ueberraschung an den Tag.

„Ich konnte es nicht glauben," fuhr sie leidenschaftlich fort. „Wohl habe ich auch von Geistern, Banshees und solchen Dingen gehört, ich hielt aber alle derartige Geschichten für Unsinn, an die eben nur beschränkte, unwissende Leute glauben könnten. Valence forderte mich aber auf, mit ihm wach zu bleiben, um mich selbst von der Wahrheit seiner Behauptung zu überzeugen, ich that es, und — und sah es — mit meinen eigenen Augen und — und —"

„Hörten Sie es sprechen?"

„Ja, ich glaube wohl — recht weiß ich es freilich selbst nicht. Valence sagt, ich wäre ohnmächtig geworden, es kann schon sein, denn ich war über alle Maßen erschrocken und entsetzt. Weshalb ich aber zu Ihnen gekommen bin, Dr. Newall, ist, Sie zu fragen: halten Sie es für wahr, daß Valence — mich wirklich verlassen wird? O sagen Sie, daß Sie ihn herstellen, daß Sie ihn vor sich selbst retten wollen — oder ich werde wahnsinnig!"

Sie war von ihrem Stuhl herabgeglitten und dem alten Herrn zu Füßen gesunken. Seine runzlige, noch die Spuren der Gartenarbeit tragende Hand ergreifend, klammerte sie sich daran und küßte sie, als ob er ihr Schutzengel gewesen wäre, der gewähren oder versagen konnte.

„Meine liebe, liebe Lady," bat er und versuchte sie aufzurichten.

„Nein, ich stehe nicht eher auf, bis Sie mir versprochen haben, ihn retten zu wollen. O, Dr. Newall, ich könnte mein Leben geben, um dadurch das seinige zu erkaufen! Es ist ja unmöglich, er kann, er darf nicht sterben!"

„Wenn Sie gut und vernünftig sein wollen, so werden wir die Sache mit einander besprechen," antwortete er ruhig. Beschämt, daß sie sich in solcher Weise ihrem Schmerze überlassen hatte, stand sie auf und setzte sich ruhig und gefaßt wieder auf ihren Stuhl.

Siebentes Kapitel.

„Ich werde seinen Zorn nicht fürchten.“

„Lady Valence, ich will ganz offen gegen Sie sein,“ fuhr Dr. Newall fort. „Ich will keinen Augenblick in Abrede stellen, daß Ihr Gemahl krank ist und daß seine Krankheit mir ein Räthsel, eine völlig unerklärliche Erscheinung war, bis Sie mir heute die Aufklärung gegeben haben. Sein Geist ist sehr krank, man braucht aber nicht zu sagen, daß er unheilbar sei.“

„Gott sei Dank! O, Gott sei Dank!“

„Da seine Krankheit nun aber weit mehr im Geiste und Gemüthe liegt als im Körper, so befürchte ich, daß mit gewöhnlichen Mitteln wenig dagegen auszurichten sei. Lord Valence hat seine geistigen Fähigkeiten in unnatürlicher Weise überreizt, das ist

die einfache Sachlage. Von Kindheit an war sein Temperament im hohen Grade sensitiv und erregbar und die Natur seiner Studien hat Anlagen entwickelt und groß gezogen, welche auf jede Weise durch gesunde geistige Nahrung und körperliche Uebungen hätten bekämpft und ausgerottet werden müssen."

„Sie meinen also, daß er selbst sich in den Zustand versetzt hat, den wir jetzt an ihm zu beklagen haben?"

„Das ist meine feste Ueberzeugung. Wer sein ganzes Sein, Leib und Seele, an ein Studium hingiebt, das den Zweck hat, Geheimnisse zu enthüllen, an denen, wenn selbst die göttliche Gesetzgebung beabsichtigen sollte, sie in irgend einer Periode den Menschen klarer zu machen, doch nie in einer Weise gerüttelt werden darf, daß man darüber die höheren Pflichten, zu deren Erfüllung man geboren ist, versäumt, der muß dahin gelangen."

„Dr. Newall, Sie sprechen, als glaubten Sie an Alles."

„An was soll ich glauben, mein liebe Lady?"

„Daß es wirklich möglich sei, Verkehr mit der unsichtbaren Welt zu unterhalten. Ich hatte meine

Mittheilung damit begonnen," fuhr sie mit unsicherer Stimme fort, „daß ich Ihnen erzählte, ich hätte den — den — Geist — gesehen, aber ich dachte — ich hoffte — d. h. ich bildete mir ein —"

„Daß ich Ihnen entschieden widersprechen und die angebliche Erscheinung für dummes Zeug, für das Ergebniß Ihrer erhitzten Einbildungskraft erklären würde," unterbrach sie der Arzt. „Nein, Lady Valence, das kann ich nicht thun. Natürlich vermag ich nicht zu unterscheiden, was in dem vorliegenden Fall Einbildung war und was Sie wirklich wahrgenommen haben. Ihre Nerven sind wahrscheinlich, nein, ich kann sagen gewiß, bis aufs äußerste angespannt gewesen und können daher wohl ein Phantom erzeugt haben, das Sie erschreckte."

„O nein, gewiß, das war nicht der Fall. Ich weiß es jetzt — ich bin dessen gewiß — daß ich wirklich etwas sah, daß ich mich nicht geirrt habe, dennoch —"

„Dennoch sind Sie erstaunt, daß ich Ihnen Glauben schenke. Mein liebes Kind, das ist weder für mich, noch für viele Andere etwas Neues, was Sie erfahren haben, ist so alt wie die Welt."

„Sie glauben also, daß alle die Geistergeschichten, die man erzählen hört, wahr sind?"

„Gewiß nicht; von hunderten ist kaum eine wahr; meinen Sie aber, daß solche Geschichten überhaupt entstehen und sich verbreiten könnten, wenn nicht irgend eine Grundlage dafür vorhanden wäre? Seit den frühesten Zeiten, Lady Valence, haben Menschen es von Zeit zu Zeit versucht, den Schleier zu heben, welcher ihnen die unsichtbare Welt verbirgt, und die Geheimnisse zu schauen, welche gewiß in sehr weiser Absicht den sterblichen Augen verborgen sind. Wer dies aber gethan hat, der hat auch gewöhnlich dafür leiden müssen."

„Ist es sündhaft?" fragte Lady Valence mit leiser Stimme.

„Ein Urtheil darüber zu fällen, ob es sündhaft sei oder nicht, steht mir nicht zu, Lady Valence. Die römisch-katholische Kirche, der ich angehöre, hat entschieden, daß es für ihre Kinder besser sei, sich mit diesen Dingen nicht zu befassen, folglich habe ich keine persönliche Erfahrung von der Wirkung, die es auf das Gemüth des Menschen hervorbringt. Unglücklicherweise bin ich aber in meiner ärztlichen Laufbahn

mehr als ein Mal berufen worden, einen Patienten zu kuriren, dessen körperliche Gesundheit durch die übertriebene geistige Anstrengung, welche dieses unnatürliche Studium erheischt, erschüttert worden war."

„Ich habe natürlich gelegentlich auch von Spiritualismus gehört," sagte Everil, „ich habe jedoch niemals Interesse daran genommen und keine Ahnung davon gehabt, daß er so verhängnißvolle Resultate haben könne."

„In gewöhnlichen Fällen hat er die auch nicht, Ihr Gemahl ist aber kein gewöhnlicher Fall. Von Kindheit an ist er solchen Einflüssen unterworfen gewesen. Ich erinnere mich, daß, als sein Vater starb und ich zu ihm ging, um ihm die Trauerkunde zu bringen, er mir in der Thür mit der Nachricht begegnete, sein Vater sei todt und er habe ihn soeben in seinem Zimmer stehen gesehen. Es ist mir, als sähe ich das kindliche Gesicht, das durch die Ueberzeugung von der gehabten Erscheinung wie überirdisch verklärt erschien, noch vor mir. Ich versuchte anfänglich, ihm die Idee auszureden, sah aber bald ein, daß ich damit einen Mißgriff beging; seit jener

Nacht ist er weder als Knabe, noch als Jüngling, noch als Mann mehr wie andere Menschen gewesen."

„Erzählen Sie mir Alles, was Sie über ihn wissen," flehte Everil mit rührender Stimme.

„Er ward zu zart und schlank, ein zu großer Freund der Einsamkeit, zu schweigsam und zurückhaltend in Gesellschaft. Irgend ein körperliches Leiden ließ sich nicht feststellen, nur sein Puls war höher und häufigeren Wandlungen unterworfen, als seinem Alter angemessen war, auch litt er ab und zu an leichten Fieberanfällen. Später ging er auf Reisen und ich verlor ihn für etliche Jahre aus dem Gesichte."

„Sah er schon damals diese — diese Dinge, Dr. Newall?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, meine liebe Lady, ich glaube aber nicht. Mir scheint, daß er erst während seiner Reise dazu gekommen ist, sich dem Studium der Nekromantie in solcher Ausdehnung hinzugeben. Bei seiner Rückkehr nahm ich eine große Veränderung an ihm war und erlaubte mir auch einige Male, den Gegenstand zur Sprache zu bringen,

die Aufnahme, welche ich damit fand, ermuthigte mich aber nicht, den Versuch zu erneuen."

„O, Doktor, warum sind Sie nicht standhafter gewesen! Sie hätten seinem Zorne, hätten Allem trotzen sollen, um ihn vor sich selbst zu retten!"

„Meine liebe Lady, vergessen Sie nicht, daß meine Pflicht sich lediglich auf die Sorge für Lord Valence's körperliches Wohlsein erstreckt. Mich in seine Gedanken, sein Empfinden, sein inneres Leben zu drängen, dazu steht mir kein Recht zu; Sie allein, die Sie mit ihm Eins sind, haben das Privilegium, in seiner Seele zu forschen."

„Und ich habe geforscht und gefunden, aber leider zu spät — zu spät!"

„Das wollen wir noch nicht sagen," erwiderte der Doktor freundlich, es entging ihr aber nicht, daß er es nicht hoffnungsvoll sprach, „obgleich Sie es auch keinen Tag zu früh gefunden haben. Ich wußte, daß Ihr armer Gatte sich seinen Studien mehr hingab, als gut für ihn war, und sah, daß seine Gesundheit mehr und mehr dahin schwand, aber ich vermochte diese beiden Thatsachen noch immer nicht mit einander in Verbindung zu bringen, da sie, wie

ich schon vorher bemerkte, in einem gewöhnlichen Falle keine so direkte Beziehung zu einander gehabt haben würden. Was Sie mir aber heute gesagt haben, macht mir die Sache ganz klar. Hat Lord Valence seiner Neugierde oder Wißbegierde gestattet, so weit zu gehen, wie Sie beschreiben, ist sein Geist dahin gekommen, daß er allen ihm zu Theil werdenden sogenannten Enthüllungen unbedingt Glauben schenkt, so ist es nicht zu verwundern, daß eine solche Marter seinen Körper aufreibt. Lady Valence, ich habe Ihnen jetzt Alles gesagt, was ich weiß, seien Sie nun ebenso offen gegen mich, sonst verlieren wir die letzte Möglichkeit, den Geist Ihres Gatten aus diesen furchtbaren Fesseln des Aberglaubens zu befreien."

„Ich will Ihnen gern Alles sagen, Dr. Newall, bedenken Sie aber dabei, daß mein Wissen erst von voriger Nacht datirt. Valence hat mir immer gesagt, sein naher Tod sei gewiß und könne durch nichts abgewendet werden, gestern sagte er sogar, Tag und Stunde sei bestimmt. Als es kam — o! welch eine Thörin war ich, daß ich ohnmächtig ward, aber ich glaubte ja nie, daß dergleichen wirklich erscheinen

könne. Er nannte es Isola, weiter entsinne ich mich aber nichts mehr. Als ich wieder zum Bewußtsein kam und ihn befragte und beschwor, mir die volle Wahrheit zu berichten, da sagte er mir, sie hätte ihm verkündet, daß er — daß er" — ihre bebende Stimme versagte ihr hier gänzlich.

„Ja, ja, mein liebes Kind, ich verstehe," sagte Dr. Newall beschwichtigend.

„Kommenden Februar — am 3. — um Mittag," brachte Lady Valence leise und mühsam hervor.

„Und der arme Junge mit seiner furchtbaren Einbildungskraft ist so durch und durch von der Wahrheit der Prophezeiung überzeugt, daß seine Lebensflamme von Tag zu Tag schwächer wird und zur festgesetzten Zeit lediglich in Folge des Glaubens, daß ihm kein längeres Dasein beschieden sei, zu erlöschen droht. Ach und welches Leben würde in so muthwilliger Weise vernichtet!"

Seine Worte klangen ihr wie Todtengeläut ins Ohr. Sie sprang plötzlich von ihrem Stuhl auf und warf sich ihm abermals zu Füßen.

„O nein! — O nein! Sagen Sie das nicht, Dr. Newall! Um Gottes willen, sagen Sie das

nicht! Sie werden ihn retten — jetzt, da Sie Alles wissen, werden Sie ihn retten! Sie werden Mittel ausfindig machen, durch welche wir ihn vor den Wirkungen seiner eigenen Schwäche schützen. Ich weiß, es ist nichts und ich kann nicht sagen, was ich gern möchte, aber wenn mein Leben — mein Vermögen — wenn ich arbeiten — wenn ich sterben müßte — O, mein Gott, ich rede solche Thorheiten, wo ich so viel sagen möchte!"

„Armes Kind! Lieben Sie ihn denn wirklich so sehr?"

Sie schluchzte so heftig, daß sie zuerst nicht antworten konnte, als aber das sanfte Streicheln der auf ihrem gebeugten Haupte ruhenden gütigen alten Hand sie wieder besänftigt hatte, legte sie ihm, immer noch kniend, ein volles Bekenntniß ab.

„Ich liebte ihn anfänglich nicht," begann sie, „die Bestimmungen im Testamente meines Vaters, laut deren wir ein Paar werden sollten, waren mir im hohen Grade zuwider, sie riefen die schlimmsten Seiten meines Charakters wach und ich haßte meinen Vetter beinahe. Seit wir aber Mann und Frau geworden sind — seit ich in seiner Nähe lebe, sehe

wie gut, ehrenhaft, freundlich er ist, welche Welt von zärtlichen Empfindungen in seinem Herzen verborgen liegt, lernte ich ihn" — hier sank ihre Stimme zum Flüstern herab — „nicht lieben, nein, ich glaube, anbeten."

„Gott vergelte Ihnen Ihre Güte gegen ihn tausendfältig, mein Kind, und glauben Sie mir, was auch kommen mag, ob das Schlimmste, was wir fürchten, wirklich eintreten, oder ob es Ihnen beschieden sein möge, Ihr Leben mit ihm gemeinsam hinzubringen, die Erinnerung an diese Zeit und die Kraft, welche Ihnen verliehen worden ist, Ihren Stolz zu überwinden und ihr Unrecht einzugestehen, wird Ihnen bis ans Ende ein Trost bleiben."

Sie war inzwischen ruhiger geworden, so daß sie aufstand und sich ihm mit traurigem, aber gefaßten Gesichte wieder gegenüber setzte.

„Was soll ich aber thun, Dr. Newall?" fragte sie nach einer Pause. „Was können wir thun, um, wenn irgend möglich, das furchtbare Geschick abzuwenden?"

„Ihnen darauf zu antworten, bin ich im Augenblicke noch außer Stande, Lady Valence. Gestützt

auf die mir über den Earl zu Theil gewordenen neuen Aufschlüsse, muß ich ihn einige Tage beobachten und sehen, welchen Einfluß die Vorherverkündigung auf seinen allgemeinen Gesundheitszustand geübt hat. In letzterer Zeit war er mir besser erschienen, ich hoffte, es werde so fortgehen."

„Das hoffte auch ich. Und wenn Sie ihn nur heute Morgen hätten sehen können! Er sah so jung und fröhlich aus, als er mir guten Morgen wünschte. Hätte ich nicht selbst die Schrecken dieser Nacht mit durchlebt, ich würde seinem Aussehen nach nicht für möglich gehalten haben, daß ihm dies wenige Stunden früher begegnet sein könne. Aber Mrs. West, die seine Gefährtin bei jenen verhängnißvollen Studien ist, sagt allen Menschen, Valence sei sterbend, und er glaubt daran, und —"

„Lady Valence, entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche, aber ich habe mir jetzt die Sache überlegt, ich werde selbst mit dem Earl sprechen. Fürchten Sie nichts! Ich werde Ihren Besuch bei mir nicht erwähnen, überhaupt mit keinem Worte darauf hindeuten, daß ich Sie gesprochen habe, sondern ich werde ihn dahin bringen, im Allgemeinen über seinen Ge=

sundheitszustand zu reden und bei dieser Gelegenheit die Wahrheit aus ihm herauslocken."

„Wird er aber darüber nicht unwillig werden? Agatha hat mir gesagt, er dulde selbst von seinen vertrautesten Freunden nicht, daß sie dieses Thema berühren?"

„Ich werde seinen Zorn nicht fürchten, sowohl um Ihretwillen, wie um seinetwillen. Schlimmsten Falles glaubt er mir und meinen Argumenten nicht, überzeuge ich ihn aber selbst, so ist es immer noch fraglich, ob seine Gedanken dadurch eine andere Richtung erhalten. Ihre Aufgabe muß sein, ihn zu zerstreuen, Lady Valence. Erinnern Sie ihn in keiner Weise an Spiritualismus, vermeiden Sie selbst jede Anspielung darauf, verflechten Sie ihn aber in lebhafte Unterhaltungen, veranlassen Sie ihn zu allerlei Kurzweil, bringen Sie ihn mit einem Worte aus sich heraus."

„Leider ist das nur leichter gesagt als gethan. Sie kennen die sich Ihrem Vorschlage entgegenstellenden Schwierigkeiten nicht. Wie soll man ihn in dem düstern alten Schlosse, wo jede Ecke in seiner Erinnerung mit irgend einer Geistererscheinung verknüpft

ist, wo er selbst in seinem Zimmer davon nicht frei ist, auf andere Gedanken bringen? Seine Welt ist mit unnatürlichen Gebilden bevölkert, er lebt in einer Atmosphäre voll düsterer Geheimnisse."

„So bringen Sie ihn aus Castle Valence fort."

„Wohin? Sollen wir reisen? Glauben Sie, daß er es thun würde?"

„Warum nicht den Versuch machen? Thun Sie als sei die Reise für Ihre Gesundheit nothwendig."

Sie schlug die Hände zusammen. Ein Hoffnungsschimmer übergoß Ihre Wangen wie mit Morgenroth.

„Dann würde er sich vielleicht dazu bereit finden lassen! Und wenn wir fern von Allem sind, was ihm die Vergangenheit zurückrufen kann, wenn er und ich beisammen und allein sind, dann habe ich vielleicht den Muth, offen mit ihm zu reden, seine Befürchtungen zu bekämpfen und ihn zu überzeugen, daß sie Ausgeburten seiner Einbildungskraft sind. Aber nein! nein!" fuhr sie dann fort und mit der Erinnerung an das, was sie in der vergangenen Nacht mit eigenen Augen in der Bibliothek gesehen, legte es sich wie ein Schleier über ihre Hoffnungen. „Wie

kann ich das sagen, wenn ich doch weiß, daß es wahr — nur zu wahr ist!“

„Die Erscheinung mag eine Wahrheit sein, Lady Valence, deshalb braucht die Prophezeiung aber nicht ebenfalls wahr zu sein. Ich möchte, daß Sie Ihren Gemahl zu überzeugen suchten, nicht daß seine Sinne ihn getäuscht haben, wohl aber, daß er falsche Schlüsse gezogen hat.“

„Ich verstehe,“ sagte sie sich erhebend. „Dr. Newall, wie kann ich Ihnen jemals danken! Sie haben mir Hoffnung gegeben, ist es auch nur ein Schimmer, so ist es doch Hoffnung.“

„Ew. Ladyschaft haben mir mehr gegeben als Hoffnung,“ antwortete er heiter. „Sie haben mir die bestimmte Gewißheit gegeben, daß der Sohn meines theuren Freundes endlich Jemand gefunden hat, der für ihn sorgt und nach ihm sieht. Lady Valence, ich habe Mrs. West nie geliebt. Es mag ungerecht von mir sein, aber mir scheint, Mrs. West sei nicht zu trauen.“

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht, Doktor, aber Agatha gehört ja zu Valence's Einbildungen. Er glaubt, sie

sei ihm unbedingt ergeben und sie ist schlau genug, Alles zu thun, um ihn in diesem Wahn zu erhalten."

„Schaffen Sie sich Mrs. West vom Halse, sobald das mit Anstand geschehen kann," bemerkte der Doktor ruhig — so ruhig, daß Everil lachen mußte.

„Sie hat zu Valence gesagt, es sei Jemand da, der mich dieser Mühe zu überheben beabsichtige."

„Je eher, je besser. So ist es recht, Lady Valence, das ist das Gesicht, mit dem Sie nach dem Schlosse zurückkehren müssen. Ich habe Sie noch nie so glücklich und — erlauben Sie mir hinzuzufügen — so schön aussehend gefunden, wie in diesem Augenblicke."

„Ich gehe ja wieder zu ihm!" antwortete sie strahlend und verließ den guten Doktor, der in tiefes Nachdenken über das Vernommene versank.

Achtes Kapitel.

„Meine Ehre — als ein Gentleman.“

Dr. Newall war, wie er Lady Valence gesagt hatte, im katholischen Glauben geboren und erzogen, Wunder waren mithin nicht etwas Unglaubliches für ihn. Er glaubte, daß sie seit Anbeginn der Welt geschehen wären, fortdauern würden bis ans Ende aller Dinge und hatte keinerlei Beweisgründe für die Behauptung, daß dergleichen jetzt dem Menschen nicht mehr enthüllt werden könne. Dieser Glaube verhinderte ihn jedoch nicht an der Einsicht, daß die Möglichkeit, einen Verkehr mit der unsichtbaren Welt zu pflegen, in den Händen der meisten Sterblichen höchst verhängnißvoll werden würde und daß ein Mensch, welcher seinen Willen und seine Vernunft Geistern unterthan gebe, die vor seinem eigenen Geiste

nichts weiter voraus haben, als daß sie von dem Fleische, das ihn noch umgiebt, entkleidet sind, schwer darunter leiden müsse. Hatte den Doktor die Enthüllung der Gräfin daher nicht so sehr in Erstaunen gesetzt, wie dies bei manchen Andern der Fall gewesen sein würde, so fühlte er sich dadurch doch tief bewegt und beunruhigt, so daß er sein Mittagsessen, das bei ihm wirklich noch Mittagsessen war, unberührt auf dem Tische stehen ließ und dem Schlosse zu schlenderte, in der Absicht, den Earl zu sprechen. Unterwegs begegnete ihm Mrs. West, die auf einem Spaziergang begriffen war, und er redete sie an.

„Nun Mrs. West, wie geht es unserm kleinen Mann heute? Brillant, he? Ich habe es ja sogleich gesagt, wir halten uns mit der Geschichte nicht lange auf; Sie müssen ihn aber gerade, weil es so gut geht, um desto mehr in Acht nehmen und dürfen ihn nicht hinauslassen. Man erkältet sich in diesem Wetter am leichtesten."

„O, sein Sie außer Sorge, Dr. Newall, ich würde bei jedem Kranken in gleichem Falle sehr vorsichtig sein, mit Arthur ist es aber noch etwas Besonderes, sein Leben ist außergewöhnlich kostbar."

„Natürlich, natürlich, so ein einziges Kind ist immer der Augapfel. Sie werden sich aber eines schönen Tages wieder verheirathen, Mrs. West, und können dann noch das Dutzend voll machen," erwiderte der alte Doktor scherzend. Er wußte recht gut, daß sie darauf anspielte, daß ihr Kind Aussicht habe, der Erbe des Earls zu werden, wollte aber absichtlich nicht thun als ob er sie verstünde, um ihren ehrgeizigen Hoffnungen nicht zu schmeicheln.

„Und wenn ich das auch thäte," entgegnete die Wittwe, welcher der Hinweis auf eine Wiederverheirathung durchaus nicht zu mißfallen schien, „so würden die Aussichten meines Arthurs dadurch doch in keiner Weise beeinträchtigt. Doktor, was sagen Sie zu dem armen Valence, finden Sie nicht, daß er furchtbar übel aussieht?"

Dem Doktor kam plötzlich der Gedanke, er wolle, ehe er mit dem Earl spreche, dem kleinen intriguanten Weibe einmal auf den Zahn fühlen und etwas aus ihr herauszubringen suchen, was er alsdann Lord Valence als die Veranlassung zu dem plötzlichen Entschlusse, seiner Krankheit auf den Grund zu gehen, angeben könnte.

„Ja Mrs. West, ich finde ihn sehr krank," sagte er deshalb, „und bin neuerdings auf den Gedanken gekommen, sein Zustand habe eine geheime Ursache, die mir verschwiegen wird, ohne deren Kenntniß aber alle von mir angewendeten Mittel erfolglos bleiben müssen. Da bin ich denn auf den Einfall gerathen, Sie könnten mir helfen. Sie sind die beständige Gefährtin, man kann wohl sagen vertraute Freundin des Earls. Wenn ich nicht ganz irre, helfen Sie ihm auch bei seinen Studien in der Nekromantie, denen er, wie ich weiß, sehr eifrig obliegt. Sagen Sie mir die Wahrheit; in wie weit läßt er sein tägliches Leben von diesen Studien beeinflussen?"

Wie schnell springt der Wind um; in diesem Augenblicke hat man ihn im Gesicht und im nächsten fühlt man ihn ohne jede anscheinende Veränderung schon im Nacken. Mrs. West's Taktik glich dem Winde. Sie hatte die Unterhaltung begonnen in der Voraussetzung, Dr. Newall werde seinen früheren Ausspruch wiederholen, Lord Valence's Krankheit sei für ihn ein Räthsel und er fürchte am Ende seiner Kunst zu stehen; in diesem Falle hätte sie ihn in seiner Ansicht bestärkt und mit ihm die traurige Aussicht

auf das baldige Ableben des „lieben armen Schwagers“ bejammert. Sobald der Doktor aber das Ansinnen an sie stellte, sie solle ihm Alles, was sie über des Earls geheime Studien und den von diesen auf Geist und Körper geübten Wirkungen wisse, mittheilen, witterte sie sofort Gefahr und Widerstand und stellte sich unwissend über diese Angelegenheit.

„Nekromantie, Doktor? Was ist das für ein entsetzliches Wort! Meinen Sie damit vielleicht Spiritualismus, Tischrücken, Geisterklopfen und all solch dummes Zeug?“

„Nein, Mrs. West, es handelt sich hier nicht um dummes Zeug. Ich meine das Studium, das Lord Valence's Gehirn angreift und höchst wahrscheinlich die verhängnißvollsten Wirkungen auf seine Gesundheit ausübt. Sind Sie ihm dabei nicht behilflich?“

„Wenn Sie damit sagen wollen, ob ich mit ihm „sitze“, wie man das nennt, so antworte ich: Ja, zuweilen.“

„Wie oft nennen Sie „zuweilen“ — jeden Tag?“

„Aber Dr. Newall, wie können Sie glauben, ich, der die körperliche Pflege und geistige Erziehung ihres Kindes obliegt, die auch Pflichten mannichfacher Art

gegen den lieben Valence zu erfüllen hat, könnte Zeit finden, täglich Tischrücken zu spielen? Nein, so oft geschieht es nicht."

„Vielleicht einen Tag um den andern?"

„Ich kann Ihnen das wirklich nicht so genau sagen. Ich thue es dem lieben Valence zu Gefallen und sitze mit ihm, dann und wann nachdem alle Uebrigen zu Bette sind, noch eine Stunde."

„Und was geschieht bei diesen Sitzungen? Ich bitte Sie ernstlich, sein Sie aufrichtig, Mrs. West, das Leben Ihres Schwagers hängt vielleicht von Ihrer Antwort ab."

Sie wußte das nur zu gut!

„Doktor, wenn Sie doch nicht in einer so furchtbar ernsten Weise reden wollten, es wird Einem ja angst und bange! Was könnten denn unsere kleinen harmlosen „Seancen" mit Valence's Gesundheit zu thun haben?"

„Wenn ich mich nicht sehr täusche, Alles."

„Aber Doktor! Was soll es wohl einem Menschen schaden, wenn er zusieht, wie sich ein Tisch dreht oder wenn er ihn klopfen hört. Wenn ich das dächte,

säße ich ja in meinem Leben nicht wieder, schon aus Besorgniß für meine Gesundheit."

„Sie werden mir doch nicht einreden wollen, Mrs. West, daß nachdem Sie und Lord Valence sich nun seit Jahren mit Geduld und Ausdauer der Verfolgung jener geheimen Kunst hingegeben haben, bei diesen Sitzungen nichts weiter geschehe als was Sie zugeben? Keine Töne, keine Berührungen — keine Erscheinungen?"

„Keine Geister, wollen Sie sagen? Nein, Doktor, nein! Denken Sie wirklich, ich stünde hier noch lebendig vor Ihnen, wenn ich Erscheinungen gesehen hätte? Gott im Himmel, der Gedanke daran macht mich schon schaudern. Mir ist als könne ich nie wieder warm werden!"

„Was bedeuten dann aber diese Ohnmachten oder Krämpfe — diese lang andauernden Perioden vollständiger Bewußtlosigkeit, an denen Lord Valence, wie ich für gewiß weiß, leidet?"

Er sah sie bei dieser Frage streng an und sie war in Verlegenheit, was sie darauf antworten solle. Stellte sie jede Kenntniß von den Anfällen ihres Schwagers in Abrede, so konnte sie möglicherweise

der Lüge überführt werden, denn sie wußte nicht, ob der Earl nicht selbst darüber gesprochen hatte oder ob die Diener nicht die Kühnheit gehabt, dem „Schloßarzt“ davon Bericht zu erstatten. Agatha hatte sich selten in einem solchen Dilemma befunden, sie wußte sich indeß katzenartig herauszuwinden.

„Ach, Sie meinen die Ohnmachten. Nicht wahr, bei Krämpfen tritt den Leuten Schaum vor den Mund, Krämpfe können es also wohl nicht sein? Ich weiß aber auch, es sind Ohnmachten, ich bin ja selbst schon öfter ohnmächtig gewesen. Nicht wahr, Ohnmachten sind nicht gefährlich?“

„Die Frage ist nicht, was ist gefährlich oder was ist nicht gefährlich, sondern bis zu welchem Punkte ist diese Krankheit bereits gediehen? Weshalb habe ich von diesen Lord Valence heimsuchenden Ohnmachten nicht schon früher gehört? Wir haben uns fast täglich gesehen und beinahe bei jedem Zusammentreffen über Lord Valence's Gesundheitszustand gesprochen, Mrs. West, wie kommt es nur, daß Sie meine Aufmerksamkeit niemals auf diese Krankheitserscheinungen geleitet haben?“

„Ich hielt sie wirklich für ganz unerheblich.“

„Treten die Ohnmachten oft auf?"

„O nein, nein — nur von Zeit zu Zeit, wahrscheinlich wenn er sich zu sehr angestrengt hat. Sie werden mir zugestehen, daß ich nie verschwiegen habe, wie sehr schwach ich Valence finde, Dr. Newall?"

„Wie lange währt ein solcher Anfall?"

„Nicht sehr lange, ich sage Ihnen ja, es sind gewöhnliche Ohnmachten."

„Mrs. West, es ist mir doch zu Ohren gekommen, er habe kürzlich einen solchen Anfall gehabt, der eine Stunde währte."

Sie wurde roth.

„Das war ein außergewöhnlicher Zufall, und ich hätte Sie damals auch gar zu gern rufen lassen, wenn es am Tage gewesen wäre, aber es geschah in der Nacht, lieber Doktor."

„So hätten Sie mir doch später wenigstens etwas davon sagen sollen."

„Ja, das hätte ich allerdings thun sollen, aber Sie wissen ja, wie empfindlich der arme liebe Valence ist und wie peinlich es ihm namentlich ist, wenn er merkt, daß Andere über seinen Gesundheitszustand

reden. Wüßte er um das Gespräch, das wir jetzt führen, so würde ihm das sehr wenig gefallen.“

„Nun, so hört er es, ohne daß es ihm gefällt,“ entgegnete der Doktor kurz, „denn ich bin entschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen. Ist der Earl im Schlosse?“

„Ich glaube wohl, kann es aber nicht gewiß sagen. Dr. Newall,“ fuhr sie fort und jetzt sprach die wirkliche, nicht die geheuchelte Angst aus ihr, „ich hoffe, Sie werden Ihre Erkundigungen auf seine körperliche Gesundheit beschränken und kein Wort über Spiritualismus sagen. Wenn ich Ihnen rathen darf, thun Sie das nicht, er würde es Ihnen niemals vergeben.“

„Ich werde handeln, wie es mir mein Gewissen vorschreibt und wie es die Sachlage erheischt, Mrs. West, und dabei sehr wenig danach fragen, wie Lord Valence es aufnimmt; die Geschichte ist schon viel zu weit gegangen.“

„Es ist aber eine Sache von so durchaus privater Natur, Doktor. Selbst der intimste Freund darf sich nach meiner Ansicht nicht in Geheimnisse drängen, die der Andere in seine Brust verschließt.“

„Mrs. West, ich glaube, ich habe mich Lord Va-

lence stets als Freund bewiesen, in diesem Falle gehe ich aber lediglich in meiner Eigenschaft als sein Arzt zu ihm."

„Sie werden ihn aber erschrecken, Sie werden sein Zartgefühl empfindlich verletzen, wenn Sie sofort mit einer Sache auf ihn einstürmen, die er ein tiefes Geheimniß für alle Welt wähnt. Lassen Sie mich zuerst zu Valence gehen und ihn vorbereiten, Doktor."

„Auf keinen Fall," entgegnete der alte Herr und schob sie freundlich, aber sehr bestimmt aus dem Wege, „ich bedarf Ihres Beistandes durchaus nicht, Mrs. West. Ich wünsche mit Lord Valence allein zu sprechen und ist er nicht zu Hause, so werde ich hier seine Rückkehr erwarten."

Damit ließ er die kleine Frau in einer sehr unbehaglichen Stimmung stehen und setzte seinen Weg nach dem Schlosse fort. Agatha sah ihm zornig nach und überlegte, was wohl die Folge dieses Schrittes sein könne. Stand zu befürchten, daß Valence schwach genug sein könne, dem Dr. Newall Alles zu enthüllen? Und war dies der Fall, besaß der Doktor dann auch die Macht, ihm seinen Glauben hinwegzulachen und ihn von dessen Unrichtigkeit zu überzeugen? Wie kam

der Doktor übrigens zu seinem Verdacht, wer hatte den in ihm geweckt?"

Als diese letzte Frage in ihr aufstieg, nahm ihr Gesicht plötzlich den Ausdruck einer ihr gewordenen Erleuchtung an, die aber sofort der Miene einer höchst unangenehmen Ueberraschung, ja der Angst wich. Sie wäre dem Doktor gern noch nachgelaufen, um auf jede Gefahr die Mittheilung, die er möglicherweise empfangen würde und die ihn zu weiteren Nachforschungen anregen mußte, selbst zu geben, damit die Thatsachen wenigstens etwas von ihrer Färbung erhielten, aber er war nicht mehr einzuholen. Als sie nach ihm umblickte, verschwand er soeben hinter dem Schloßthor, es blieb ihr also nichts übrig, als in Gesellschaft ihrer Erwägungen und Befürchtungen ihren Spaziergang fortzusetzen.

* *
*

Auf die Meldung, Dr. Newall sei da und wünsche ihn zu sprechen, kam Lord Valence in die Bibliothek gesprungen, als ob er noch ein Knabe wäre.

„Wie geht es Ihnen, Newall? Das nenne ich prächtiges Wetter! Ich bin soeben von Ballybroogan

zurückgekommen. Haben Sie Lady Valence gesehen? Ich habe sie erst vor ein paar Minuten hier verlassen, wo sie meine armen Bücher drunter und drüber warf und meine ganze Junggesellen-Ordnung in Confusion verwandelte."

Er setzte sich, während er sprach, auf die Kante eines Tisches, schlug die Arme über einander und blickte dem Doktor lächelnd ins Gesicht. Sein Blick war leuchtend, seine Wangen waren von einem frischen Roth angehaucht, das Haar hatte er nachlässig von der Stirn zurückgestrichen. Sein alter Freund glaubte ihn noch nie besser und glücklicher aussehend gefunden zu haben und fragte sich, ob dies wirklich der Mann sein könne, welcher dergestalt an eine düstere Prophezeiung seines nahen Todes glaube, daß er davon die Wurzeln seines Daseins zerstören ließ. Es erschien unmöglich, unglaublich. Und doch, so schön seine ausdrucksvollen Züge in diesem Augenblicke auch waren, zeigte sich auf seiner Wange doch ein hektischer Fleck, hatten seine Augen einen Schimmer, zu tief, zu glänzend, um gesund zu sein. Er sah aus, als habe die furchtbare Göttin „Schwindsucht" ihn zu ihrem Opfer auserkoren und beginne ihm die

Rosen auf die Wangen zu hauchen, das Licht des Fiebers in seinen Augen zu entzünden und ihn mit jener trügerischen Schönheit zu bekleiden, mit der sie die ihr Verfallenen bis zu Ende schmückt.

„Nein, Mylord, ich habe Lady Valence, so lange ich im Schlosse bin, noch nicht gesehen. Ich hoffe, sie befindet sich wohl?"

„Ich hoffe, sie klagt aber heute Morgen über etwas Kopfweh; wir sind gestern wohl etwas zu spät aufgeblieben."

Bei diesen Worten bemächtigte sich seiner eine glückliche Erinnerung, so daß ein strahlendes Lächeln über sein Gesicht ging.

„Ist sie nicht schön, Newall? Ich habe noch nie eine solche Figur gesehen, wie die ihrige, so graziös, so elastisch und dabei doch so kräftig. Man kann sich gar nicht vorstellen, daß sie je krank werden könnte."

„Sie scheint wirklich das wahre Sinnbild der Gesundheit zu sein. Ich wünschte, sie könnte Ihnen etwas von ihrer Lebenskraft mittheilen, Mylord, Ihre Gesundheit macht nicht die Fortschritte, die ich zu sehen wünschte."

Sein Gesicht verfinsterte sich augenblicklich.

„Ich befinde mich wohl genug, Newall, so wohl wie ich überhaupt sein kann. Machen Sie sich meinetwegen keine Sorge.“

„Ich muß mir aber um Ihretwillen Sorge machen, Mylord, sowohl meine Pflicht, wie mein Interesse für Sie und Andere erheischt das. Wenn ich bedenke, wie viel von Ihrer Gesundheit abhängt, welcher Reichthum zur Verwaltung in ihre Hände gelegt worden, welche Gattin Ihrer Liebe und Sorgfalt anheimgegeben ist, wenn ich im Geiste die lange Reihe von Nachkommen sehe, deren Begründer Sie, wie ich hoffe, sein werden, dann fühle ich, daß mir von Ihrem theuren verstorbenen Vater kein heiligeres Vermächtniß hinterlassen werden konnte als das Wächteramt über Ihre Gesundheit.“

Lord Valence hatte während dieser Rede seinen Platz verlassen, um sich den forschenden Augen des Doktors zu entziehen und ging nun unruhig im Zimmer hin und her, nahm bald ein Buch von dem einen Tische und legte es auf einen andern und trug Sorge, sich so zu wenden, daß ihm der alte Herr nicht ins Gesicht sehen konnte.

„Sie haben sich keinen Vorwurf zu machen, Ne-

wall," sagte er endlich. „Was an Ihnen lag, ist redlich und gewissenhaft geschehen, und nur die Schuld meiner Constitution ist es, daß Ihre Geschicklichkeit und Sorgfalt keinen besseren Lohn erntet. Auch der vorzüglichste Arzt kann einem sterbenden Körper kein Leben einhauchen, wenn das Ende vom Himmel beschlossen ist."

„Mit Ihrem Ende hat, glaube ich, der Himmel sehr wenig zu thun, Mylord," antwortete der Doktor geradezu.

Valence erröthete.

„Ich verstehe Sie nicht. Sie behandeln mich nun seit Jahren, ich habe Ihre Rathschläge befolgt, so weit dies nur irgend ausführbar war und all das Zeug, das Sie mir verschrieben, geduldig verschluckt. Selbst die kühne Fahrt in das Meer des Ehestandes habe ich auf Ihren Rath gewagt. Ich weiß wirklich nicht, was ein Mensch noch mehr thun sollte, und doch werde ich nicht gesund. Da, fühlen Sie meinen Puls!"

„Er geht fieberhaft, Mylord."

„Und vor einer halben Stunde war er kaum zu fühlen. Im Handumdrehen verläßt mich Kraft, Leben,

geistige Beweglichkeit, Appetit und ganz ebenso ohne äußere Veranlassung werde ich dann wieder fieberhaft aufgeregt. Eine Stunde bin ich kräftig, die andere schwach und hinfällig. Meine Symptome mögen Sie überraschen, Newall, ich kenne sie sehr wohl und weiß, sie bedeuten — den Tod."

„Ich weiß ebenfalls, daß sie den Tod bedeuten."

„So stimmen Sie mir also endlich bei?"

„Nicht ganz. Der Tod, den Sie meinen, hieße sterben nach Gottes Willen, der Tod, den ich meine, heißt — Selbstmord!"

„Newall!"

„Es ist ernste, heilige Wahrheit, Mylord. Für Ihren Tod ist kein physischer Grund vorhanden, sterben Sie vor der Zeit, so geschieht es durch Ihre eigene Hand."

„Newall, das ist eine starke Sprache, dergleichen von Ihnen zu hören, bin ich nicht gewohnt."

„Weil ich noch nie so klar wie jetzt die unerbittliche Nothwendigkeit, so zu Ihnen zu sprechen, eingesehen habe. Seit Jahren habe ich Ihre Krankheit beobachtet und sie sich steigern gesehen. Daß kein gewöhnlicher Grund dafür vorhanden war, wußte ich

und hoffte, Ihre Heirath und alle in deren Gefolge befindlichen neuen Interessen und Freuden würden dazu dienen, Sie mehr von der Betrachtung Ihrer selbst abzulenken. Was ist aber das Resultat gewesen? Sie sind jung, Sie besitzen jede Bedingung zum Glücke; Ihnen stehen große Reichthümer zu Gebote; Sie haben eine Frau, die Sie zärtlich liebt —"

„Gott segne sie!" schaltete der Hörer ein.

„Eine Frau, auf deren Besitz jeder Mann stolz sein könnte, für die viele Männer ihre heiligsten Interessen, ihre liebsten Hoffnungen opfern würden, und Sie, Mylord — verzeihen Sie, wenn ich Sie beleidige — Sie scheinen um ihretwillen nicht einmal Ihre unheiligen Experimente aufgeben zu können."

Lord Valence's Miene verfinsterte sich abermals.

„Ich verstehe Sie nicht," wiederholte er.

„Antworten Sie mir offen, Mylord; bedenken Sie, ich habe Sie von Kindheit an gekannt. Entspringt die Ueberzeugung, daß Sie nicht lange mehr auf dieser Erde sein werden, lediglich den Beobachtungen, die Sie über Ihre Gesundheit zu machen haben, oder ist noch eine andere geheime Ursache für diesen Glauben vorhanden?"

Diese Frage berührte den Earl an seiner empfindlichsten Stelle und er fuhr unwillig auf.

„Ich kann nicht begreifen, was Sie daran interessiren könnte, Newall. Sie haben es mit meinem Körper zu thun, ich muß Sie bitten, sich darauf zu beschränken."

„Ich habe es mit Ihrer allgemeinen Gesundheit zu thun und Ihr Körper leidet unter den Einwirkungen Ihres geistigen Zustandes."

„Ich glaube nicht daran, daß der Geist nachtheilig auf den Körper wirken könne; meine Theorie, meine Ueberzeugung, Newall —" der Earl hatte die Worte recht schnell hervorgesprudelt, hielt aber plötzlich, wie sich besinnend, inne und sagte: „Sie wissen von Alters her, wie abgeneigt ich allen metaphysischen Diskussionen über meine Gesundheit bin. Glauben Sie, mein Blutumlauf sei nicht in Ordnung, oder mein Herz sei angegriffen oder irgend eine andere meiner natürlichen Funktionen bedürfe der Reparatur, nun so repariren Sie in Gottes Namen, aber lassen Sie meinen Geisteszustand aus dem Spiele. Ich will jeder vernünftigen Verordnung, die Sie mir geben, Folge leisten. Ich will jede Mixtur, die Sie für

mich zusammenzubrauen für gut finden, hinunterwürgen, aber ich verbitte mir, daß Sie mit mir reden, als wäre ich ein Kind oder ein Idiot und bekäme vor Furcht Zittern und Zähnklappen, wenn ich meinen eigenen Schatten sehe. Warum sagen Sie denn nicht lieber gleich, ich sei wahnsinnig?"

„Sie sind wahnsinnig!" rief der alte Doktor, völlig unbekümmert um die Wirkung, die seine kühnen Worte hervorbringen würden. „Sie sind schlimmer als wahnsinnig, Mylord, wenn Sie lieber jede Aussicht auf Glück von sich werfen, als Ihre Zurückhaltung aufgeben. Ich weiß es, Sie haben einen geheimen Wurm, der an Ihrem Herzen nagt, eine Handlung oder eine Person oder sonst ein Etwas hat Ihnen eine Last auferlegt, die für Sie allein zu schwer zu tragen ist. Sie wollen sich mir nicht anvertrauen, wollen sich den Vortheil, der Ihnen aus meinem Rathe, meiner Beurtheilung der Sache erwachsen könnte, nicht zu Nutze machen, und wenn Sie sterben — was Gott verhüten wolle! — getödtet von dem Gewichte einer Last, die kein Sterblicher ohne Unterstützung allein zu tragen vermag, so sterben Sie ebenso gewiß durch Ihre eigene Hand, als wenn Sie die Mündung einer

Pistole in Ihren Mund gesteckt und sich das Gehirn zerschmettert hätten."

Der ganz unerwartete Ausbruch rücksichtsloser Energie Seitens des alten Mannes hatte Valence überwältigt; er war todtenbleich geworden und mußte sich an einen Tisch lehnen.

„Vertrauen Sie sich mir an, Mylord," fuhr Dr. Newall fort, „sagen Sie mir Alles und es müßte sonderbar zugehen, wenn wir nicht ein Mittel finden sollten, um den Dämon zu beschwören, der Sie in seinen Krallen hält."

„Es ist unmöglich — es wäre doch nutzlos," sagte der Earl die Zähne zusammenpressend. „Sie wissen nicht, wovon Sie reden."

„Wenn ich es nicht weiß, so bin ich doch im Stande, es zu errathen. Ihre geheimen Studien sind kein Geheimniß für mich, Mylord, auch sind sie mir keineswegs unbegreiflich. Ich kann sehr wohl verstehen, daß Sie über Ihre natürlichen Gefühle eine ausgedehnte Macht gewonnen und Ihren Geist in Fesseln geschlagen haben. Aber lassen Sie mich das Schlimmste hören, enthüllen Sie mir nach seiner

ganzen Ausdehnung den Irrweg, den man Sie geführt hat, die Tiefe des Geheimnisses, in das Sie sich versenkt haben, und ich kann Ihnen vielleicht helfen, aus dem Boden des dunklen Brunnen, in dem Sie die Wahrheit suchen, zum Lichte des Tages emporzublicken."

Der Earl wurde sehr aufgeregt. Mit heftigen Geberden und hoher heiserer Stimme sagte er:

„Ich wiederhole Ihnen, es ist unmöglich. Ich kann weder Ihnen, noch irgend einem andern Menschen das sagen, was Sie von mir zu wissen wünschen. Ich habe mein Ehrenwort verpfändet; 'nun Sie das wissen, wissen Sie auch, daß Sie nur auf Ihre eigene Gefahr den Gegenstand wieder zu Sprache bringen können."

„So sei Ihnen der Himmel gnädig," sagte Dr. Newall traurig. „Sie können also Ihr liebliches Weib verlassen, ihre Liebe, ihre süße Gesellschaft, ihre aufrichtige Theilnahme aufgeben und vor der Zeit ins Grab sinken, nur um einem chimärischen Ehrbegriffe genug zu thun, der Sie gleich einem Sklaven an seine Kette, an Ihren Aberglauben schmiedet."

„Wenn ich auch mein Wort brechen wollte, es wäre nutzlos,“ sagte Valence schwach, „mich kann nichts mehr retten!“

„Das ist nicht wahr!“ rief der alte Doktor laut. „Gott kann Sie retten, Mylord, er hilft aber nur Denen, die sich selbst helfen. Sein Sie ein Mann! Werfen Sie dieses Joch des Aberglaubens und der blinden Bigotterie, das Ihnen Muth und Willenskraft raubt, von sich. Fassen Sie den Entschluß, Ihre unnatürlichen Studien aufzugeben, nichts mehr mit ihnen oder mit irgend etwas, das damit in Verbindung steht, zu thun zu haben, sondern tapfer und thatkräftig wie andere Männer, ihren Posten auf dem Kampfplatz des Lebens einzunehmen, und mit Gottes Hülfe mache ich mich anheischig, Ihnen die frühere Gesundheit und Sie Ihrer Frau zurückzugeben.“

„Könnte das wahr sein?“ rief Valence, indem er einige Schritte vorwärts that, und sein Gesicht glühte vor freudiger Erregung über das vor ihm entrollte helle Gemälde; „leben für sie, mit ihr! O, nein — es kann nicht sein, es ist zu gut, um wahr zu sein!“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und Everil stand auf der Schwelle.

„Darf ich herein kommen, Liebster? Ah, Dr. Newall, ich wußte nicht, daß Sie hier waren."

Valence antwortete nicht, sondern wandte wie flehend die Blicke nach ihr. Sie kam näher und legte die Hand auf seine Schulter.

„Bist Du nicht wohl, mein Freund? Valence, was ist Dir? Sprich! Aengstige mich nicht so!"

„Everil! — mein Weib!" mehr vermochte er nicht zu sagen.

„Es ist mir sehr lieb, daß Sie gekommen sind, Lady Valence," begann der Doktor in heiterem Tone. „Ich habe soeben Ihrem Gemahl die Nothwendigkeit ans Herz gelegt, ein wenig mehr Sorgfalt auf seine Gesundheit zu verwenden, und nun bitte ich Sie, Ihren ganzen Einfluß geltend zu machen, daß er sich eine Erholung gönnt. Machen Sie zusammen einen kleinen Ausflug, eine Ortsveränderung wird ihm gut thun."

„Du thust es, mein Geliebter, nicht wahr, Du thust es mir zu Liebe?" bat sie, ihn mit ihren Armen umschlingend.

„Was würde ich nicht Dir zu Liebe thun, Everil?“ antwortete er.

„Außer die Schranken meiner Zurückhaltung brechen,“ sagte Dr. Newall anzüglich.

„Außer meiner Ehre als Gentleman untreu werden,“ erwiderte der Earl.

Neuntes Kapitel.

Aus Lord Valence's Tagebuch.

„Mentone! Seit zehn Tagen bin ich an diesem lieblichen Orte mit ihr allein. Auf Erden ist Winter, hier spürt man aber keinen Hauch davon. Die Rosen und Myrthen blühen so üppig, als ob wir uns mitten im Sommer befänden, die Sonnenstrahlen sind so kräftig, die Luft ist so mild und balsamisch, daß wir den ganzen Tag unter großen Schirmen im Freien sitzen. Erst nach Sonnenuntergang wird die Atmosphäre kühl, dann suchen wir den Schutz unserer Villa auf und sind beisammen und — allein.

„Allein! Das Haupt meines süßen Weibes ruht an meiner Schulter, ihre lieben Augen versenken sich in die meinigen, unsere Hände schlingen sich zu

einem festen, innigen Druck zusammen, der ohne Worte sagt: „Bis in den Tod.“

„Mein ganzes Leben lang habe ich in meinen kühnsten Träumen, in den lebhaftesten Bildern meiner Phantasie mir ein Glück nicht ausgemalt, wie mir jetzt in der Wirklichkeit zu Theil wird. Wir genießen jetzt unsern eigentlichen Honigmond, feiern unsere wahre Vermählung, denn wir fürchten uns nicht länger, Einen in das Herz des Andern blicken zu lassen und uns die Wahrheit zu bekennen, daß wir uns von Anfang an geliebt und uns gesehnt haben, einander diese Liebe zu zeigen. O, mein Gott! Ich habe lange genug gelebt, da ich erlebt habe, meine Frau sagen zu hören, daß sie mich liebe. Wie sie mich hierher gebracht hat, das weiß ich im Grunde selbst nicht recht. Beinahe ehe ich wußte, daß ich reisen wollte, befand ich mich schon in Mentone. Ich glaube es war ein zwischen ihr und Dr. Newall heimlich geschmiedeter Plan, mich von Castle Valence fortzubringen. Everil bat mich, *ihr zu Liebe* zu reisen, wie hätte ich da widerstehen können?

„So bin ich denn hier, und glücklich, hier zu sein! Ich wünschte, es könnte immer so bleiben! Am Tage

unserer Abreise gab es noch eine große Aufregung im Schlosse. Staunton hatte sich soeben verabschiedet und mein Freund Bulwer ergriff die Gelegenheit und erklärte, ehe Alles auseinanderstob, Miß Mildmay seine Liebe, was natürlich bei den Damen einen wahren Sturm hervorrief. Alice weinte erst in Everils und dann in Agatha's Armen, und sowohl meine Frau, wie Agatha hielten es der Situation angemessen, ihre Thränen mit denen der jungen Dame zu vermischen, bis Bulwer ein Gesicht machte, als wünschte er um alles in der Welt, eine so furchtbare Sache nicht zur Sprache gebracht zu haben, und möchte am liebsten davon laufen und sich irgendwo verbergen. Die Erklärung fand am Abend vor dem für unsere Abreise bestimmten Morgen statt und veranlaßte uns, dieselbe noch um einen Tag zu verschieben, denn Everil wollte nicht aufbrechen, ehe ihre Freunde durch ein Telegramm von Mr. Mildmay, das seine Einwilligung enthielt, glücklich gemacht worden waren. Nachdem dies eingetroffen, reiste Miß Alice, völlig aufgelöst in Erröthen, Thränen und Lächeln, nach England, und Bulwer kehrte triumphirend nach seiner Besitzung zurück. Er ist ein lieber,

guter Kerl und ich hoffe und wünsche, er werde so glücklich sein, wie er es verdiene, begreifen kann ich es aber nicht, was er an einem solchen weißen und rothen Puppenkopf wie Alice Mildmay findet. Sie mag ja in ihrer Art ganz gut sein, gesund und freundlich und gut erzogen, wenn man sie aber mit — nun sagen wir mit Everil vergleicht — was ist das doch für ein Unterschied. Diese voll Feuer, Energie und Thätigkeit, jene, ein hübsches Gänschen, weiter nichts. Ich kann überhaupt nicht verstehen, wie ein Mann sich in eine Frau verlieben kann, so lange er Gelegenheit hat, Everil zu sehen. Ich habe der Dame meines Herzens diese Ansicht mitgetheilt und sie hat darüber gelacht und gesagt, es sei mein Glück, daß andere Leute nicht derselben Meinung wären, oder sie könnte in Versuchung kommen, ihren Sinn zu ändern. Aendern! Himmel, wie ging dies Wort gleich der Spitze eines Dolches durch mein Herz. Aendern! Wäre es wirklich möglich, daß ihr Herz jemals weniger mein sein könnte, als es in diesem Augenblicke ist? Ich ließ sie nichts merken, aber ich fühlte, wie eine Eiseskälte sich bei diesem Gedanken über mein Gesicht legte. Zum ersten Male

in meinem Leben empfand ich den Stachel der Eifersucht. Es ist kein angenehmes Gefühl, denn ich erkannte plötzlich, daß es Umstände gäbe, die mich zum Mörder machen könnten. Ich glaube, könnte Everil jetzt ihren Sinn ändern, könnte sie das köstliche Geschenk ihrer Liebe, mit der sie mein Leben bereichert hat, mir wieder nehmen und einem Andern zuwenden, ich wäre im Stande, ihn zu tödten, ich könnte mich auf ihn stürzen, an seinem Halse hängen wie der Hund am Halse des Stiers und nicht ablassen, bis er zu Boden fiele, dann aber würde ich meinen Fuß auf sein falsches Gesicht setzen und es zu einer formlosen Masse zerstampfen. Bah! Wohin verliere ich mich? Soll das neue, schöne Gefühl der Liebe meine Natur erniedrigen und verschlechtern, statt sie erheben? O, Everil, wie unwürdig bin ich Deiner! Wäre uns ein langes Leben mit einander vergönnt, wie enttäuscht würdest Du Dich fühlen!

„Für die kurze Zeit, welche uns mit einander beschieden ist, will ich mich aber bemühen, alle unedlen Gefühle, die unsere Liebe entweihen könnten, zu verbannen, damit, wenn ich gegangen sein werde, nichts mein Andenken bei Dir trübt."

* *
*

„Bulwer und Alice sind also glücklich und haben versprochen, Weihnachten wieder zu uns zu kommen, wo wir alle unsere Freunde in Castle Valence um uns zu versammeln hoffen. Auch Staunton wird wieder da sein. Mir ist die Abneigung meiner Frau gegen Staunton unbegreiflich; auf mich macht er den Eindruck eines ruhigen, angenehmen jungen Mannes mit den besten Manieren, von Agatha ist er ein erklärter Günstling, Everil scheint ihn aber absolut nicht leiden zu können. Sobald ich seinen Namen nenne, bricht sie das Gespräch ab und zu verschiedenen Malen hat sie erklärt, sie wünsche ihn nie wiederzusehen. Ich würde ihn unter diesen Umständen nicht eingeladen haben, Weihnachten wieder zu uns zu kommen, hätte ich es nicht um Agatha's willen gethan, denn diese hat nicht nur eine sehr hohe Meinung von ihm, sondern scheint allen Grund zu der Annahme zu haben, daß er auch eine hohe Meinung von ihr hege. Ich habe sie in letzterer Zeit mehrmals überrascht, als sie die Köpfe eng zusammengesteckt hatten, ganz wie ein Liebespaar mit einander

flüsterten und wie ein solches erschrocken und verwirrt auseinander fuhren, als sie sich gestört sahen. Ich kann mir die Wahrheit nicht verhehlen, daß es recht sehr gut sein würde, wenn Agatha sich wieder verheirathete. Was soll die arme Frau anfangen, wenn ich nicht mehr bin? Everil und sie stellen sich nicht so gut miteinander, wie ich wohl wünschen möchte; Bulwer kann sie nicht vor Augen sehen und macht gar kein Hehl daraus; selbst Alice Mildmay scheint Anstand zu nehmen, sich mit ihr zu befreunden, und fast die ganze Dienerschaft ist ihr aufsässig. Außer mir scheint sich Niemand aus der armen Agatha etwas zu machen und selbst ich muß gestehen, ich würde allein mit meiner Frau glücklicher sein und mich freier fühlen. Einige Abende vor meiner Abreise von Irland hatten Agatha und ich eine unerquickliche Scene mit einander. Ich glaube, es war den Tag nach dem, an welchem wir uns zu der Reise entschlossen hatten, als sie an die Thür der Bibliothek klopfte, in der ich soeben Einiges ordnete, und bei mir eintrat. Sie sah bleich und verstört aus, als ob sie geweint hätte; ich fragte sie, was ihr begegnet sei, und da trat sie dicht an mich heran, legte

die Hand auf meinen Arm und sagte: „Kann ich anders als unglücklich sein, Valence, da ich sehen muß, wie es mit allem Vertrauen zwischen uns zu Ende ist?“

„Ich vermuthete, sie spiele auf meine projektirte Reise an, und erzählte ihr, meine Frau habe mir in Gegenwart des Doktors, der den Ausflug angerathen, das Versprechen abgerungen, ihn sofort zu unternehmen.

„Würde ich nicht dasselbe angerathen haben?“ fragte sie. „Habe ich nicht mindestens ebenso viel Sorge für Deine Gesundheit wie Everil?“

„Ihr Vorwurf traf mich, denn Agatha ist während der Jahre, die sie neben mir lebt, wirklich unermüdlich in der Sorge für meine Gesundheit gewesen und hat sich in jeder Hinsicht völlig meinem Behagen aufgeopfert. Ich bin ihr stets aufrichtig dankbar dafür gewesen und werde das auch immer bleiben, selbstverständlich schwindet aber die Zuneigung, die ich für sie hege, vor der Liebe zu meiner Frau in Nichts zusammen. Ich versuchte ihr zu danken, meine Worte mußten aber kalt klingen, denn

sie weigerte sich, sie als das aufzunehmen, als was sie gemeint waren.

„Es kommt ja auch nichts darauf an," wiederholte sie mehrmals, „natürlich bin ich jetzt eine Null geworden. Ich wußte, daß es so kommen würde, aber Valence, um Eins möchte ich Dich bitten, wie glücklich Du auch in der Zukunft sein magst, vergiß nicht ganz, was ich Dir und dem theuren verstorbenen Arthur gewesen bin! Vergiß nicht, welche Stunden wir mit einander verlebt, welche Wunder wir gemeinsam geschaut haben, vergiß nicht —"

„Ihre Anspielung brachte mich wieder zum Bewußtsein meiner Lage. Ich ließ die Arbeit, mit der ich beschäftigt war, liegen, und wankte zu einem Stuhl.

„Isola," flüsterte ich, „mein Vater! Mein Bruder! — wie kannst Du zu mir von einer glücklichen Zukunft reden, Agatha? Du weißt ja doch, daß meine Tage gezählt sind, daß ich nicht mehr leben werde, wenn das kommende Jahr seinen Lauf vollbracht hat!"

„Und wenn dem wirklich so ist, lieber Valence, weshalb wolltest Du nicht bis zuletzt das Leben ge=

nießen? Hast Du nur noch wenige Monate bei uns zu weilen, weshalb sollten diese Monate nicht glücklich sein? Isola würde das wünschen, sie Alle würden es wünschen. Gehe nach Mentone, sei so glücklich, wie Du nur zu sein vermagst. Nicht über die Glückseligkeit, die Dir möglicherweise zu Theil wird, beklage ich mich, sondern darüber, wenn Du denken solltest, daß ich nicht die Erste sein würde, die sich darüber freut."

„Trotz dieser Versicherung hatten ihre Worte mir meine ganze Freude vergällt. Ich warf die Sachen, die ich wegpacken gewollt, in einen Haufen auf den Fußboden.

„Was nützt es mir," rief ich unwillig, „wenn ich auch den Versuch mache, mir vorzuspiegeln, ich könne gleich andern Menschen Glück und Liebe genießen? Ueber Allem, was ich thue und sage, hängt der schwarze Schatten des Todes; ich bin ein armer Verurtheilter, selbst mein Brautbett ist auf einem Sarkophag bereitet!"

„Lieber Valence, das ist unrecht — das ist undankbar," sagte Agatha sanft, „was würde Isola dazu sagen?"

„Meine Schwägerin hat eine sehr angenehme Stimme und ein gewinnendes Wesen, ich wünschte aber, sie brächte mir nicht bei jeder Gelegenheit Isola in Erwähnung. Ich kenne mein Schicksal gut genug — nichts kann mein Auge davor verschließen — ich möchte es aber doch gern für eine Weile, für eine ganz kleine Weile nur, vergessen und mich in dem Glauben wiegen, es sei mir niemals enthüllt worden.

„Der Name Isola macht mich krank!“ rief ich ungeduldig. „Mein ganzes Unglück, meine ganze Muthlosigkeit datirt von dem Augenblicke, wo ich ihn zuerst nennen hörte.“

„O Valence,“ sagte Agatha vorwurfsvoll, „nach all ihrer Güte — wo sie Dich so sehr liebt!“

„War es wirklich Güte, mir ein Geheimniß zu enthüllen, das mir besser verborgen geblieben wäre, denn mit dem Wissen ist mein Dasein verbittert worden? War es Liebe, über meinem Haupte an einem Haar ein Schwert aufzuhängen, dessen Niederfallen ich in jedem Augenblicke gewärtig sein muß? Das hat Isola für mich gethan. Sah sie voraus, welches Schicksal meiner wartet, warum schwieg sie nicht? Warum ließ sie mir nicht, bis der Moment

kam, die glückliche Unwissenheit anderer Menschen? Die schlimmste Art des Schmerzes, die Erwartung eines nahenden Verhängnisses, hat mein Herz getödtet, noch bevor der Leib stirbt."

„Laß es gut sein, Valence, sprechen wir nicht weiter darüber."

„Agatha sagte es ruhig, beinahe tonlos, mich erfaßte aber plötzlich das Bewußtsein, mich einer schweren Undankbarkeit schuldig gemacht zu haben. Ich erschien mir wie ein Feigling, wie ein Verräther an der Sache, der ich mein Leben bisher gewidmet hatte, und mich umwendend, ergriff ich die Hand meiner Schwägerin und sagte:

„Vergieb mir, Agatha, wenn Du aber wüßtest, was ich leide! Ich liebe sie so sehr, ich weiß, sie liebt mich —"

„Du weißt, daß Everil Dich liebt?" unterbrach mich Agatha in ungläubigem Ton.

„Ja; Du magst immerhin erstaunt aussehen, ich weiß es aber, Gott sei Dank, und aus der besten Quelle. Sie hat es mir selbst mit ihren süßen Lippen gesagt."

„Ei, sie hat es Dir selbst gesagt, das ist etwas

Anderes," versetzte meine Schwägerin, aber der Ton, in dem sie sprach, gefiel mir nicht.

„Sie selbst! Wußtest Du das, Agatha? — Erriethest Du es?"

„Ich habe nichts errathen, und es wäre auch das Letzte in der Welt, worauf ich verfallen sein würde."

„Es ist aber so wahr, wie daß ein Gott im Himmel lebt; auf ihren Wunsch gehe ich nach Mentone, damit wir ein paar Wochen des ruhigen Glückes genießen können. Jetzt kann es Dich wohl nicht mehr Wunder nehmen, Agatha, daß ich, wenn irgend möglich, wenigstens für diese kurze süße Spanne Zeit zu vergessen wünsche, daß ein so trauriges Loos vor mir liegt."

„O nein, ich wundere mich nicht darüber, lieber Valence, es ist ja so sehr natürlich, und ich will nur wünschen, daß es Dir gelingen möge, zu vergessen. Ich hoffe, Du werdest sehr, sehr glücklich sein und keine Ursache finden, im Besitz der neuen Freunde die alten zu bedauern. Ich hoffe, Du mögest nie in irgend einem Deiner Wünsche eine Täuschung erfahren und nicht zu viel Vertrauen auf ein schwaches

Rohr setzen. Bessere Wünsche könnte ich Dir schwerlich mit auf die Reise geben, mein armer Bruder."

„Sie küßte mich und ging. Ihre Worte und ihr Benehmen waren freundlich, ich konnte nichts angeben, was ungehörig oder rücksichtslos gewesen wäre, und dennoch hinterließ die Unterredung mit ihr mir einen unangenehmen, mich verstimmenden Eindruck. Es kam mir vor, als hielte sie mich für einen eingebildeten Narren, daß ich, so nahe dem Grabe, Everil liebte und mich ihrer Gegenliebe freute.

* *
*

„Everil ist so ganz anders wie Agatha; eigentlich ist sie anders als alle übrigen Frauen auf Erden. Ich lerne sie erst hier an diesem lieblichen Orte ganz verstehen, wo wir den ganzen Tag beisammen sind und wissen, Niemand kann störend in unsere Einsamkeit eindringen und unsere Gedanken für sich in Anspruch nehmen. In ihrem eigenen Hause in Herfordshire war sie stets so vornehm, so stattlich, so befehlend, so ganz „la belle Chatelaine," daß ich beinahe vergaß, wie jung sie den Jahren nach war. Nach unserer Verheirathung gab ihr der Kummer

über die zwischen uns herrschende Entfremdung, die Befürchtung, wir würden einander nie verstehen und lieben lernen, und ihre dadurch erzeugte stolze, schweigsame Zurückhaltung noch im höheren Grade etwas Frauen-, ja ich möchte sagen Matronenhaftes. Jetzt aber, wo die uns trennenden Schranken gefallen sind, wo unsere Herzen sich unverhüllt zeigen, Seele sich in Seele ergießt, jetzt zeigt meine Geliebte sich mir von einer ganz neuen Seite. Fröhlich hüpft sie durch das Haus, plaudert und lacht, singt und tanzt, und nur wenn irgend eine Anspielung ihr das düstere Geschick, dem ich verfallen bin, in die Erinnerung bringt, sehe ich es wie ein dunkler Wolkenschatten über ihr liebliches Gesicht ziehen und ihre Augen sich trüben, als verschleierten sie unvergoßene Thränen. Zuweilen kommt es mir ganz unglaublich vor, daß dieses fröhliche, harmlose, glückliche Wesen, das auf meinen Knieen oder zu meinen Füßen sitzend, mich durch seine drolligen, von dem entsprechenden Mienenspiel begleiteten Bemerkungen zum Lachen bringt und mich dann wieder durch das Ausströmen der hingebendsten Liebe fast zu Thränen rührt, ein und dieselbe Person sein soll mit jener eigenwilligen,

trotzigen und allem Anscheine nach herzlosen Cousine, welche mir an unserm Verlobungstage die Beleidigung ins Gesicht warf, sie würde mich geheirathet haben, und wenn ich ein Chimpanse wäre. Wir gedenken jener Zeit jetzt oft; Everil kann sich über ihr damaliges Benehmen noch immer nicht zufrieden geben und beklagt namentlich jene Aeußerung in einer Weise, daß, so oft sie davon spricht, ihr süßes Gesicht in Thränen gebadet ist und ich sie wieder zum Lachen bringen muß durch eine Schilderung des ersten Eindruckes, den ich von ihr empfangen, und meiner Furcht vor dem Mannweibe, das ich als Gattin heimführen müsse. Nichts, was uns je erfreut oder betrübt hat, ist zwischen uns unberührt geblieben, unser Vertrauen zu und ineinander ist unbegrenzt, wir fühlen, daß wir uns nie wieder mißverstehen können, und dennoch giebt es ein Thema, dem wir uns nur mit Bangen nahen, und dieses Thema heißt Spiritualismus.

„Everil hat versucht, sich damit bekannt zu machen. So sehr sie schaudert bei der Erinnerung an jene mit mir in der Bibliothek verlebte Nacht — jene Nacht, welche die seligste und traurigste meines gan=

zen Lebens war, denn sie gab mir das, wonach ich mich so lange schmerzlich gesehnt hatte, und nannte mir die Stunde, in welcher ich wieder darauf verzichten muß — hat sie sich doch überwunden, mich eingehend nach den Geheimnissen des Spiritualismus zu befragen, und sich bemüht, mit Beweisgründen gegen meine daraus geschöpfte Ueberzeugung anzukämpfen. Ich habe ihr so wenig wie nur irgend möglich geantwortet. Warum sollte ich dem lieben Kinde meine traurigen Erfahrungen als ein Vermächtniß hinterlassen? Viel lieber wäre es mir ja, sie könnte, wenn ich nicht mehr bin, vergessen, daß eine so verhängnißvolle Wissenschaft überhaupt existirt, und daß sie die kurze Zeit, die uns zusammen vergönnt war, zum großen Theile verbittert hat. Sie hat einen stärkeren Geist und ist muthiger, gescheiter und von größerer Unabhängigkeit als die Mehrzahl ihres Geschlechtes, wie leicht könnte sie sich also versucht fühlen, sich tiefer in jene Geheimnisse versenken und selbst Räthsel des Daseins dadurch lösen zu wollen!

„O wenn ich denken sollte, meine schöne, blühende Everil könnte gleich mir Gesundheit und Heiterkeit

in der Verfolgung jenes gefährlichen, unnatürlichen Studiums verlieren, so würde ich mir lieber die Zunge ausreißen, als nur noch eine Silbe darüber sprechen. Sie ist sehr beharrlich, und hat sie sich einmal etwas vorgenommen oder will sie etwas erfahren, so ist es sehr schwer, sie davon abzubringen. Sie schmeichelt und fragt und forscht, bis ich ihr rundheraus erkläre, daß ich es ihr nicht sagen will. Dann zieht sie sich ein wenig von mir zurück und sagt schmollend:

„Du liebst mich nicht, Valence."

„Ich sie nicht lieben! Guter Gott, wenn sie nur wissen könnte, wie ich sie liebte! Ich würde dieses kurze Erdendasein mit ihr und ihrer Liebe ja nicht für ein Jahrhundert ohne sie hingeben, auf die Liebe aller Frauen in der jenseitigen Welt für ein sonniges Lächeln ihrer Augen verzichten.

„O, Everil, wenn Du nur wissen könntest, wie ich Dich liebe!

„Tag und Nacht klingen mir die Worte in den Ohren, welche der alte Newall zu mir sprach: „Ich mache mich anheischig, Ihnen Ihre frühere Gesundheit und Sie Ihrer Gattin zurückzugeben."

„Was gäbe ich nicht darum, könnte ich die Wahrheit dieser Worte auf die Probe stellen?

„Zuweilen denke ich, wenn wir für immer an diesem abgeschiedenen Orte bleiben könnten, wo beständiger Sommer herrscht und das uns umgebende blühende Leben mein Ohr gegen die Töne der Geisterwelt taub zu machen scheint, so wäre es vielleicht möglich, daß der verhängnißvolle Tag vorüberginge, ohne daß die Prophezeiung sich erfüllte.

„Welche Thorheit schreibe ich da nieder! Ist dieser Tag nicht bestimmt von einer höheren Macht als derjenigen, die mir die Verkündigung brachte? Sind nicht seine Engel dienende Geister, die entsandt werden, seine Beschlüsse den Menschen zu überbringen? Als ob ich, als ob sie, als ob irgend ein Wesen an seinen Worten etwas ändern, seinen Schickungen entgehen könnte? Mir bleibt nichts übrig als Unterwerfung.

„Und doch! meine Liebe! mein Weib! Wie schön erscheint die Welt! Wie schwer ist es, sie ergeben zu verlassen, da Du hier zurückbleibst!

Ende des dritten Bandes.

Marryat, Florence,

Sesam, öffne Dich! Roman

Bd.: 3. Band

Stuttgart 1876